Austr.
3300

Bestr. 3300

Handschriften

Hist. lit. part. Germ. ~~849~~.

C. III.

Historisch-kritische
Nachrichten
von den
durch die Briefe aus Wien und Berlin
über die
Oesterreichische Reformation
veranlaßten
Streitschriften.

Entworfen
von
Oesterreichischen Patrioten aus der Provinz
und
mit Anmerkungen herausgegeben
von
I. B. V. A.
Mitglied der Alethophilischen Gesellschaft.

Frigida pugnabant calidis — — —
— — sine pondere habentia pondus.

Biblioth. oberaltac.

Breslau und Leipzig,
bei Gottlieb Löwe, 1786.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede des Herausgebers.

Was, und wie ich es empfangen, geb' ich aus treuer Meinung dem Publikum hin. Nicht das Feuer des Streites anzufachen, sondern zu löschen, und einer Schriftstellerfehde, wobei sich endlich die Klugen satt gelesen, die Witzlinge satt gelacht, und die Eiferer aller Partheien satt geärgert haben, ein Ende zu machen, ist der Endzweck, den ich durch Bekanntmachung dieser Schrift, die von biedern, wahrheitliebenden Männern

ohne allen persönlichen, oder lokalen Absichten entworfen ist, zu erreichen wünsche.

Die Materie des Streits war freilich wichtig genug ein paar Federn in Bewegung zu setzen: sie betraf nichts Geringeres als das *Summum Bonum* der gegenwärtigen Reformation in Oesterreich — Daraus ist begreiflich, wie ein Streit, den ein ganz unbedeutendes Individuum, ein obscurer Schauspieler der Schikanederschen Komödianten-Truppe durch seine Briefe angesponnen, in der Folge Priester und Laien, Gelehrte und Schriftsteller von Profeßion, Staats- und Kriegsmänner ins Spiel ziehen konnte. Nur Schade, daß die Herren, wie aus diesen Nachrichten zu ersehen ist, sich nicht besser unter einander verstanden; für Klima, und Standort, auf welchen

chen sie hielten, zu viel sichtbare Vorliebe bezeigt; und oft wider alle Schriftstelleretiquette, ja was noch schlimmer ist, wider die ersten Grundsätze der Moral ganz lieblos einander behandelt haben. Aufklärung und Wahrheit haben nichts dabei gewonnen; die Gegenstände, in deren Innerstes der Forschungsgeist unserer Zeiten tiefer einzudringen wünscht, sind nicht entwickelt, unsre Irrthümer und schiefe Meinungen nicht gehoben, und die Schwachen geärgert worden.

Der Himmel schencke uns also den Frieden
von Seiten
der Türken, und der christlichen Skribenten!!

An dem mir gütigst anvertrauten Manuscript habe ich nichts geändert: ich war auch nicht bevollmächtiget dazu. Nur Titel und Ueberschriften der Aufsätze, und

die Anmerkungen — wenige ausgenommen — sind mein. Warum ich diese Schrift in einen auswärtigen Verlag gegeben, sagen die Verfasser in der Einleitung. Warum ich Anmerkungen dazu gemacht habe, will ich dem Leser sagen: **weil es mir so gefallen hat.**

I. B. V. A.

Inhalt.

Inhalt.

Einleitung. . . . S. IX

I. Johann Friedel. . . . 1

II. Der Autor der Berliner Briefe.

(a) von seiner Person und Charakter. 26

(b) Urtheile über die Berliner Briefe. 39

III. Nachtrab der Berliner Briefe.

(a) einheimisches Nationalgut. . 61

(b) Schlesische Waare. . . 72

IV. Ein Gegenstück aus den Berliner Briefen aus Franken. . . 81

V. Militärisches Sendschreiben des Prinzen von L. aus Wien. . . 126

VI. Noch

VI. Noch einmal Johann Friedel, der Schauspieler mit dem 2ten Theile seiner Briefe. . . S. 156

Beschluß. 206

Ein-

Einleitung.

Unter der zahllosen Menge von Broschüranten jeder Art, womit heutiges Tages Deutschland überhaupt, und wir im lieben Vaterlande insbesondere — vielleicht unserer Sünden wegen — heimgesucht werden, zeichnet sich seit einiger Zeit jene Klasse, die sich mit politischen Gegenständen befaßt, als eine der kühnesten, ganz vorzüglich aus. Ueber alle ohne Unterschied, und Einschränkung einerlei Verdammniß auszusprechen, würde eben so ungerecht, als voreilig seyn. Einige unter ihnen, man kann es nicht läugnen, sind nicht ohne allem Verdienst: sie wissen ihren Stoff zu wählen, wissen ihn so geschickt, als bescheiden nach dem Bedürfniß der Zeit zu behandeln, und mit unter sehr treffende, den Beobachter der Phänomene seines Zeitalters interessirende Winke zu geben; dagegen an andern eine vielköpfige, oder besser, kopflose Rockenpolitik mit allen ihren Attributen nur allzusichtlich ins Auge fällt.

Wie dem seyn mag; so wird man im Ganzen gewiß nicht zu viel wagen, wenn man behauptet, daß zwey Drittheile dieser Helden,

deren manche, wie uns bekannt ist, erst vor wenig Jahren ihre Schuldictate aus den Händen gelegt, eine, wenigstens der Erfahrung nach, ihnen noch ganz unbekannte Laufbahn versuchen. Mit Philosophie, und Politik, mit Menschen- und Staatenkenntniß beinahe im gleichen Grade brouillirt, dringen sie dem ungeachtet mit gewagten Schritten, ohne Beruf und Fähigkeit, oder wie wir das insgemein nennen, mit ungewaschenen Händen ins Heiligthum ein, und lassen da ihre dumpfen Orakelsprüche erschallen, wo selbst der geübteste Mann, den vieljähriges Nachdenken, und eine nicht weniger lange Reihe Erfahrungen in seinem Urtheile leitet, sich kaum Muthmaßungen erlaubt: wo auch der Eingeweihte so mannigfaltig strauchelt, und bei dem täuschenden Schimmer, worin sich Gegenstände dieser Art ihrer Natur nach dem Auge des Beobachters darstellen, das Wahre vom Irrthum zu scheiden, und das eigentliche Verhältniß der Ursachen und Wirkungen anzugeben, nur selten im Stande ist.

Kaunitze, Vergennes und Herzberge, drei Männer, die unser Zeitalter gewiß aus vollwichtigen Gründen schätzt, und die Nachwelt dereinst noch dankbarer verehren wird, würden selbst über manchen Punkt der Politik

in nicht geringe Verlegenheit gerathen, wenn es ihnen zur Aufgabe gemacht würde, ihn auf seine erste, vielleicht oft sehr unbedeutende Quelle zurücke zu führen, oder über dessen entferntere Folgen in der Zukunft Weißagungen zu entwerfen. Dagegen ist es freilich unseren Herren auf dem Dreifuß ein leichtes, jedes politische Problem, dergleichen unsre dermalige Verfassung in großer Anzahl, und, mit unter, die ihrer Natur nach verworrensten darbietet, gleichsam aus dem Stegereif zu lösen, und der Welt ihre gewagte Auflösung so zuversichtlich, wie möglich, vor Augen zu legen. Sie lösen den ungeheuersten politischen Knoten, den die tiefste Staatskunst geschlungen, und vielleicht für mehr, als eine Generation unauflösbar gemacht hat, eben so leicht mit einem Federzug, als ehedem der entschlossene Macedonier den Gordischen Knoten mit dem Schwerdte gelößt hat; aber auch eben so bonmotisirend: *nihil interest, quomodo solvatur!* —

Indessen ist das Publikum, dessen ungestüme Neugier nicht tausend Zeitungsschreiber, die es durch ihre Widersprüche in Athem erhalten, befriedigen können, so ungemein lüstern nach allem, was politische Speise heist, daß es das, was ihm aufgetischt wird, beinahe ohne Wahl und Unterschied, mit Heißhunger verschlingt,

schlingt, und gutmüthig sich von dem ersten, dem besten politischen Freibeuter in Contribution setzen läßt. Es fehlt nicht an Beispielen, daß so manche in unserm lieben Vaterlande von der niedrigsten Klasse schriftstellerischer Kannegießer, oder — wem der Ausdruck besser behagt — Kannegießernder Schriftsteller gebrandschatzt, und nicht nur um ihr Geld, sondern — ein Verlust, der weit unersetzlicher ist — um Wahrheit und gesunden Menschenverstand geplündert worden sind: ein Umstand, der unter uns um so leichter zu bewerkstelligen ist, als die unverschämte Nachdrucker-Zunft — denn wahrscheinlich formirt dieses Geschmeiß durch heimliche Verabredungen eine eigene Zunft — sich in solchen Fällen, zu Helfers-Helfern treulich gebrauchen läst; denn, wie bekannt: wir haben Gesetze wider Straßenraub und Diebstahl, aber bis jetzt noch keines wider den Nachdruck.

Man wird sagen: Es werde doch auch manches Gute und Brauchbare auf diesem Wege zu Tage gebracht, und selbst die Wünschelruthe des politischen Stümpers schlüge nicht immer auf Wasser, zeige oft zufälliger Weise auf reichhaltiges Erz — Zugegeben! Aber wo besitzen die Leser überall Zeit, Geduld, und Einsicht genug, das wenige Gold von den

Schla-

Schlacken zu reinigen, und aus einem Augiasstall von Irrthümern, die entweder offenbarer Partheigeist, Schriftsteller Unsinn, oder einseitiger politischer Patriotism ausgestreut haben, die hie und da noch wenigen Körner der Wahrheit heraus zu finden? Leibnitzen gelung es bei dem Unrathe der Scholastiker, (1) aber wie wenig Leser dürften wohl bei gleichem Unrathe unserer Politiker Leibnitze seyn? wie wenige ihre Mühe belohnt finden?

Das Bedauernswürdigste bei dieser Staatsepidemie, die immer einer dem andern, und oft so gar gegen beßer Wissen und Willen mittheilet, liegt unstreitig darin, daß die wahren Standpunkte, aus welchen die Handlungen großer Männer zu betrachten sind, unaufhörlich verrückt, die eigentlichen Triebfedern verwechselt, und dem Manne, der aufrichtig Licht und Wahrheit sucht, so schreiende Widersprüche aufgeschwatzt werden, daß ihm auch bei der grö-

(1) Eine Anspielung, wo ich nicht irre, auf jene Worte des großen metaphysischen Kenners des Wahren: *latet aurum in hoc stercore scholasticorum.* Aber gewiß, eher würde man Gold, Weyhrauch und Myrrhen aus dem Unrathe der Scholastiker, als ein Loth Menschenverstand aus den Schriften gewisser Politikaster herausfinden. Anm. des Herausgebers.

größten Partheilosigkeit im Untersuchen und Urtheilen, oft die reellesten, und zum allgemeinen Wohl der Menschheit bestimmten Anlagen verdächtig werden müssen. Dies ist nicht allein der Fall bei den Ausländern in Ansehung unsers neuen Regierungssystems, er ist es, man muß es gestehen, in einem weit beträchtlichern Grade mitten unter uns — Jenen ist allerdings manches schiefe Urtheil, manche mißrathene politische Hermenevtik über das, was bei uns vorgeht, zu verzeihen: sie sind zu weit von der Urquelle der Begebenheiten entfernt, und die Strahlen des Lichts, die perpendikulär auf unsern Scheitel treffen, brechen sich in der politischen Atmosphäre sehr mannichfaltig, ehe sie bis zu dem Auge des ausländischen Beobachters gelangen: aber muß nicht jedermann der so auffallende Kontrast von Urtheilen und Meinungen nicht äußerst befremden, wenn er alle das liest, was seit Theresiens Tode theils unsre Winkelpressen, theils selbst die allergnädigst privilegirten einheimischen Buchdruckereien, und zum Theile die ausländischen auf Veranlassung unserer Schriftsteller, und Schrifterlinge bekannt gemacht haben? Wir sehen da, wie das glorwürdige Werk des Kaisers bald von dem einen eben so voreilig, als übermäßig ausposaunt, und eben dadurch dem kaltblütigern Beobachter

ver-

verdächtig gemacht; bald von andern äußerst verschrien, und dessen Fortgang durch allerlei finistre Vorstellungen, auch bei dem besten Patrioten in der Stille gehemmt und aufgehalten wird. Erstere irre geführt durch ein überspanntes Gefühl von Patriotism, oder aus eigennützigen Absichten zur politischen Heuchelei hingerissen, sehen unsre gegenwärtige Verfassung schon als die höchste Stuffe des Wohlstandes, als das beneidenswertheste *Non plus ultra* aller Nationalglückseligkeit an; während des Kaisers Majestät selbst das, was bis jetzt gethan ist, nur für die ersten Keime oder in Zukunft daraus entspringenden allgemeinen Wohlfahrt, und für die bloße Grundlage zu fernerer Vervollkommung des Staats zu erklären gewohnt sind. Letztere dagegen misvergnügt über jede Neuerung und der sanftern Pfade, die sie unter Theresiens allermildester Regierung betreten haben, gewohnt, bezeichnen in ihrem Unmuthe die weisen und großen Veranstaltungen, die zur Veredlung des Nationalcharakters, zum Besten des Staats in seinem ganzen Umfange, und zur Ehre der Menschheit gemacht sind, mit den Namen einer einseitigen, eigenmächtigen, nach despotischer Willkühr eingerichteten Reformation, wodurch der gesammte Staatskörper gewaltsam erschüttert, und die

zwi-

zwischen Haupt und Gliedern errichteten Verträge, und Landesfundamentalgesetze überall der unumschränkten Gewalt aufgeopfert werden.

Wer sieht nicht, daß hier die Gränzlinie der Wahrheit auf beiden Seiten verfehlt ist? Offenbar herrscht panegyristischer Enthusiasm in dem einem; handgreifliches Vorurtheil und Misvergnügen in dem andern Falle. Die Wahrheit liegt hier, wie überall, mitten inne. —

Indessen sind es doch diese beiden Quellen, woraus man sich vornehmlich das Schiefe, das zum Theil Leere, und Widerspruchsvolle in den Meinungen und politischen *Decisis* erklären muß, die im Auslande, ja noch weit mehr im Schooße des Vaterlandes, so freigebig, so kühn, selbst unter Josephs Augen über seine schönsten Unternehmungen gefällt werden.

Toleranz, Aufhebung der Leibeigenschaft, Klöster- und Mönchsreforme, Umbildung des Finanzwesens, zweckmäßigere Einrichtung der Justiz, Abschaffung religiöser, politischer, und militärischer Mißbräuche, wirksamere Anstalten zur Verbreitung des Handels, Aufmunterung zur innern Betriebsamkeit, festere Bildung der Jugend, Regulirung des gesammten Klerus, kurz, alle bishe-

rige Maasregeln des Kaisers zur Umbildung des Staats, haben ihre Bewunderer und Lobredner, wie sie es verdienten, aber auch in eben dem Maaße ihre Verächter und Tadler gefunden. Es ist, in der That, nicht die Sprache partheiischer Ausländer, wie einige unter uns träumen, die uns etwa die bisherigen Fortschritte in der Aufklärung, wir mögen deren viel oder wenig gethan haben, zu misgönnen scheinen: eben die Ausländer sind es, die uns mit ihrem Urtheile über unsre eignen Anstalten beschämen, weil sie deren innern Gehalt besser, als wir selbst zu würdigen, und aus den vortheilhaften Wirkungen, die sie durch ähnliche Maasregeln schon lange vor uns empfunden haben, auf die Güte und den Werth der unsrigen analogisch zurück zu schließen wissen. — Nein! Es ist Priestersprache, Sprache vieler Großen des Landes, und man möchte beinahe sagen, bis jetzt noch Volkssprathe unter uns, wenn man noch immer höret, wie die oberwähnten Landesväterlichen Vorkehrungen als leidige Früchte der Irreligion; despotische Kränkungen der Rechte des Adels; eigenmächtige Eingriffe in die natürliche und politische Freiheit des Bürgers, und unersättliche Habsucht der Schatzkammer gebrandmarkt und verlästert werden — Urtheile, die, wie uns die Ge-

schichte aller Zeiten und Völker belehret, jede auffallende Revolution des Staats mehr oder weniger zu begleiten pflegen. Dies kann auch bei der großen Menge und Mannigfaltigkeit derjenigen, deren ehmalige Lage durch die neue Staatsmetamorphose verschieden modificirt, abgeändert, vielleicht auch, um weit umfassendere Plane zum allgemeinen Besten auszuführen, zum Theil verschlimmert wird, nicht anders seyn.

Sogleich die Staatsmaschine nicht mehr ihren alten, gewöhnlichen Gang hält; sogleich man bemerkt, daß einige ihrer bisherigen Gewichte abgebunden, einige Räder befeilt, andere versetzt, und noch andere, die vielleicht sonst zum Haupttriebwerk gezählt worden sind, jetzt als verderblich und unnütz ausgehoben, und ganz weggeschaft werden; so erhebt sich ein ängstliches Klagegeschrey, das man als eine natürliche Folge der ersten Empfindungen bei jeder Neuerung betrachten, und dem Menschen, der unter solchen Umständen seine Privatglückseligkeit zu verlieren sich einbildet, zu Gute halten muß. Uebertrift dereinst ein glücklicher Erfolg die Erwartung; erndtet das gemeine Wesen Vortheile, wovon es sich Anfangs wegen Eingeschränktheit seiner Einsichten keinen Begrif zu machen im Stande war; so verwandeln sich von selbst die

Klage-

Klagestimmen in so viel Stimmen des Lobes, und der schüchterne, auf die Wege seiner Wohlfahrt mit allem Rechte aufmerksame Bürger sieht mit überraschendem Wonnegefühl das Horn des Ueberflusses in der Hand des Reformators, in der er kurz zuvor noch eine Landgeißel, die ihm und seinen Nachkommen Elend und Kummertage drohte, zu erblicken geglaubt hat.

Allein diese Freuden-Epoche ist nicht, kann nicht so nahe seyn, als es der Menschenfreund wohl wünschte. Die Staatsreformen haben einen gewissen Stuffengang, wie die Revolutionen in der Natur, und reifen zu ihrer Vollkommenheit nur nach gerade heran. Sollte es wohl bei dieser Bewandniß der Dinge eine ganz undankbare Arbeit seyn, und — wenn es das ist — sollte es nicht Bürger- und Menschenpflicht seyn, sich bei gegenwärtiger Gährung der Meinungen in eine nähere Analyse politischer Irrthümer und Wahrheiten einzulassen, wäre es auch nur, um bis zu einem gewissen Grad der Ueberzeugung seinen Mitbürgern sagen zu können, was sie von Josephs Anstalten zu hoffen, was sie nicht zu befürchten haben? Man hat zwar den Bürger zu beruhigen, und ihn von seinen Vorurtheilen zu heilen, bereits verschiedene Wege versucht, aber meistens solche, die ihm,

wegen der damit verknüpften Beleidigung seiner Lieblingsideen, nicht anders als verdächtig, ja sogar mißfällig seyn musten: so glaubten z. B. einige, der kürzeste Weg des Kaisers Maasregeln geltend zu machen, wäre derjene, die unter der Regierung seiner Mutter befolgt wurden, in einem bis zum Komischen verächtlichen Lichte zu zeigen. Andere bildeten sich ein, es bedürfe nichts weiters, als des Stachels des Witzes, des Bonmotisirens, und Lachens, um alle politische und religiöse Vorurtheile mit einmal aus dem Staate hinauslachen zu können. Allein wie wenig diese und mehr dergleichen Methoden, wobei nicht die geringste Staats- oder Menschenkenntniß zum Grunde liegt, bisher wirksam gewesen, wie wenig sie Josephs edle Endzwecke befördert, ja vielmehr ihre Erreichung erschwert, und gehindert haben, davon ist auch unsre dermalige Lage in den Augen des Kenners ein redender Beweis. Es ist hier der Ort nicht, uns in eine nähere Darstellung dieser Gegenstände einzulassen, wir behalten uns aber vor in unsrer Hauptschrift: politische Irrthümer und Wahrheiten, dem Publikum ein mehreres davon zu sagen. Nicht Autorruhm, womit bei der nach gerade verhaßten Schreibseligkeit sicher nichts zu gewinnen ist — Nicht

per-

persönliche Ursachen, da wir durch unsre individuelle Lage von den Ursachen des Misvergnügens, und der Partheilichkeit gleich frey sind, werden unsre Feder leiten: nur Beruhigung und nähere Aufklärung edelgesinnter Mitbürger, die ohne ihrem Verschulden das nicht sind, was man glaubt, daß sie seyn könnten und sollten; Berichtigung der Urtheile, wozu Ausländer nicht durch Mißgunst und Neid, sondern gröstentheils durch schwankende Nachrichten, und unverdauten Anekdotenkram unsrer eigenen Schriftsteller verleitet worden sind, machen es uns zur Patrioten- und Weltbürgerpflicht, der Wahrheit gewisser Gegenstände, die das Charakteristische dieses epochenreichen Zeitalters ausmachen, aus allen Kräften nachzuspüren, und so viel sich davon auffinden läßt, — wäre es auch zufälligerweise für diese oder jene Staatsparthei kränkend und niederdrückend — freimüthig, und ohne Schminke an Tag zu legen.

Da übrigens die Gegenstände, die wir in mehr gedachter Schrift abzuhandeln gedenken, mit den in den Berliner Briefen bemerkten Staats- Religions- und Toleranz-Paradoxen dieses Zeitalters in genauer Verbindung stehen, und zu deren mehrern Aufklärung und Berichtigung etwas beitragen dürf-

ten; so dachten wir, es würde unsern Lesern nicht unangenehm seyn, von der Entstehung und Verbreitung dieser Briefe, an welcher unser Lesepublikum so mannigfaltigen Antheil genommen, wie auch von den durch dieselben veranlaßten Gegenschriften, vorläufig eine historisch-kritische Nachricht zu lesen. Wir haben diese Nachricht in der Rücksicht, und auch deswegen einzeln bekannt machen lassen, um in Zukunft uns nur darauf beziehen zu dürfen, und aller weitern Wiederholungen entübriget zu seyn.

Zum Beschluß müssen wir noch mit ein paar Worten der Ursachen gedenken, warum wir unsre Schrift über die politischen Irrthümer und Wahrheiten, so wie auch die gegenwärtige historisch-kritische Nachricht außer Landes auflegen lassen, und dadurch gegen den jetzt so allgemein adoptirten Grundsatz: **alles Geld im Lande zu behalten** gehandelt haben. Beim ersten Anblick sieht das Ding freilich etwas unpatriotisch aus. Allein der, Trotz der Allerhöchsten Willensmeinung, *in Praxi* noch immer fortdauernden mancherlei Censurschwierigkeiten nicht zu gedenken — denn gewiß, die vielköpfige Censur- und Nachdruckshyder ganz zu besiegen, wird selbst unsern braven Retzern und Sonnefel-

sen

sen noch lange nicht gelingen — so waren wir auch nicht glücklich genug, für unsre Schriften, ohne sie auf Gerathewohl einer unangenehmen Verstümmelung Preis zu geben, einen innländischen Verleger auffinden zu können. Drei bis viere solcher mercantilischer Schutzheiligen unsrer Litteratur, die sonst alles, selbst was oft schon bei der ersten Ausgabe Makulatur ist, begierig aufzugreifen pflegen, zuckten jetzt bei dem bloßen Anblick des Titels die Achseln, und lehnten den Verlag — wir gestehen es, zu unsrer wahren Zufriedenheit — mit der sonderbaren Entschuldigung von sich ab, daß weil das Werk der politischen Irrthümer und Wahrheiten eine Beziehung auf die Berliner Briefe zu haben schien, dessen Ausgabe im Lande nicht anders, als — wie es bei dem innländischen Nachdruck erwähnter Briefe geschehen — durch unmittelbare allerhöchste Genehmigung statt finden könnte. Was war unter diesen Umständen zu thun? Unsre Schriften auf gut Glück von Herodes zu Pilatus und von diesen zu Caiphas wandern zu lassen, dazu fühlten wir keinen Beruf — Einen ehrlichen Verleger musten wir haben, um uns gegen Betrügereien, und bübische Verfälschungen des Werks durch unverschämte Nachdrucker zu

ver-

verwahren, wovon wir unter vielen andern an den 5mal wiederholten Auflagen der Berliner Briefe ein auffallendes, aber auch unsre Nachdrucker in den Augen des Publikums brandmarkendes Beispiel haben. Wir überließen also einem unsrer Freunde, der mit auswärtigen Gelehrten in Verbindung stehet, die Bekanntmachung unsrer Manuscripte, und er verfiel, wahrscheinlich durch die Aehnlichkeit des Titels geleitet, auf denjenigen Buchhändler, der vor einigen Jahren von der Schrift *des Erreurs et de la Verité* dem Publikum eine deutsche Uebersetzung gegeben hat. Dieser ist Herr Buchhändler Löwe in Breßlau, und wir werden daher keine andere Auflage — sie müste denn mit unsrer ausdrücklichen Einwilligung geschehen — als diejenige, die in desselben Verlag herauskommt, für authentisch erkennen, und folglich weder Afterausgaben, noch Zusätze und Vermehrungen, womit uns etwa ungebetene, dienstfertige Nachdrucker beehren wollten, zu verantworten haben.

Geschrieben
in der Provinz
im Monat Julii 1785.

Die Verfasser.

I. Jo:

I.

Johann Friedel.

Ob wir die Berliner Briefe über die Paradoxa dieses Zeitalters, auch wenn kein Friedel, oder seines Gleichen, deren Autor gereizt hätten, dennoch würden erhalten haben, oder ob wir sie den Friedelschen Briefen, als unmittelbarer und einziger Veranlassung zurechnen müssen, kann uns gleich viel seyn; genug bei der daraus erfolgten Schriftstellerfehde verdient Herr Johann Friedel, Schauspieler in Presburg, als *Autor rixae* zuerst genannt zu werden. Von ihm erhielt das Publikum die von Wien aus, den 1sten März 1783. datirten, und in eben dem Jahre im Druck erschienenen Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin. (Leipzig und Berlin 1783.)

Schon lange vor ihm haben gewisse Nationalschriftstellerchen sich über den Nationalkarak-

ter ihrer Mitbürger, insbesondere der Oesterreicher und Herren Wiener lustig gemacht; ihr Bisgen satyrischen Witz an Pabst und Mönchen versucht; politische Träume geträumt; Irrthümer und Misbräuche des Staats, und der Religion aus dem Lande hinauslachen, und — man sollte sichs kaum vorstellen — indem sie uns die buntschäckigsten Karrikaturen von der Nation vor Augen legten, demungeachtet unsre Vorzüge vor benachbarten Völkern in Rücksicht auf Sitten, Gelehrsamkeit und Kenntnisse behaupten wollen. Herr Friedel mochte das alles im Stillen bemerkt, und aus eigener Erfahrung gewust haben — denn er war schon, obgleich unter einem gewissen *Incognito*, Autor — daß diese Art Schriftstellerei, weil sie eben *à la mode* war, noch immer *deductis deducendis* eine ergiebige Ausbeute versprach. Den baaren Gewinnst abgerechnet, so hatte man das Vergnügen, die Mönche zu striegeln, die Wiener lächerlich zu machen, und selbst gewissen Großen unter dem Schutz des Reformationsgeistes ein paar derbe Sottisen sagen zu dürfen, noch obendrein. Bei dieser Methode war nichts zu befürchten; Denk- und Preßfreiheit, Reformations- und Aufklärungssucht rechtfertigten den Schriftsteller, oder deckten wenigstens, nachdem er ungestraft die kühnesten Ausfälle gewagt hat, seinen Rückzug. Herr Friedel hatte Vorgänger, denen das Handwerk ganz herrlich gelungen war. Jede Bahn, die er betreten wollte, war sicher; keine bot ihm abschreckende vestigia

an;

an; er fand nirgends die gefährliche Höhle, wo die Fusstapfen hinein — aber keine wieder heraus giengen. Als ein junger Mann von Talent — denn was auch seine Gegner sagen mögen: daran fehlt es ihm nicht — zog er Vortheile aus allen diesen Umständen: war fleißig, schrieb aus *Le Brets* Magazin mühsam aus; (2) erkundigte sich bei jungen Officieren um die neue Militärverfassung, und die Wunder und Zeichen des kriegerischen Meteors von 1778, um auch diese Saite mit Ehren berühren zu können; sammelte Staatsnouvellen in seinen kleinen Zirkeln, und trug Stadtanekdötgen und Volksagen zusammen; benutzte die alten und neuen Schriften, deren einige, bei dem überaus schnellen Umlaufe der wie Wasserwogen sich über einander stürzenden Broschüren, zum Theil schon wieder vergessen, und andere noch nicht hinlänglich bekannt waren; brachte das Ganze in eine fließende Schreibart, und gab ihm, so viel sein Schauspielertalent vermochte, das Gepräge der Laune. — So entstanden

 die

(2) Wenn die österr. Schriftsteller bei dem noch starken Mangel an eigenen Produkten sich von fremdem Gute erhalten und nähren, so ist es ihnen zu vergeben. Sehet die Sperlinge, sie säen nicht, und erndten nicht, und doch erhält sie ihr himmlischer Vater. Ja wohl, sagte jener, aber — sie stehlen. Anm. d. Herausg.

die Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts, wozu er noch eines idealischen Korrespondenten in Berlin bedurfte, um die Sitten der Wiener mit jenen der Berliner, und die Weisheit der Oesterreicher vom Throne bis auf den Hirtenstab, mit der Weisheit der Brandenburger auf eine seltsame Art abstechen zu lassen. Gedacht! gethan! Der Autor schickte jezt sein Geistesprodukt nicht mehr anonymisch — das Kind war zu schön, um Namenlos zu erscheinen — noch wie er ehedem (bei den Galanterien von Berlin) gethan, unter dem Schutz eines erborgten Karakters, nein, er schickte es unter dem Namen, auf welchen er gezeugt, gebohren, und getauft ist, in die Welt. Es machte einiges Glück! Ein Theil der Wiener Lesewelt verschlang das Ding, wie Wasser, ohne nur im geringsten zu argwohnen, daß es darin sein eigen Auskehricht und Unrath trank — Auch den Ausländern behagte eine Lektüre, wo sie so viel Dreistes und Freimüthiges über Pabst, Mönche und katholische Misbräuche aus dem Munde eines Katholiken: (3) so viel Neues und mit unter

(3) Unter Ausländern, wovon hier die Rede ist, können die Verfasser wohl nur protestantische verstanden haben — Für katholische Ausländer z. B. für kathol. Bayern, kathol. Schwaben ꝛc. konnte das, was Friedel über Pabst, Mönche und Kirchengebräuche sagt, wahrlich kein Sonntagsgericht seyn. Anm. d. Herausg.

ker Kurzweiliges über Josephs Kinderjahre, so viel Geheimes aus Theresiens Privatleben, und ihren Regierungsjahren, selbst aus dem Munde eines Oesterreichers erfuhren. Hierzu kamen noch die theils aufgedeckten, theils versteckten Parallelen zwischen Berlin und Wien, zwischen Joseph und Friedrich, die so artig eingerichtet waren, daß ein stolz und eitelgesinnter Oesterreicher immer dabei gewann, und ein mißvergnügter Brandenburger nie dabei verlor. Kurz Hr. F. hatte sehr weislich für Speiß und Trank zu Befriedigung der Innländer und Ausländer gesorgt. **)

Wie Kenner und ächte gelehrte diese Schrift aufgenommen: davon ist jetzt die Rede nicht; diese wissen:

Quid distent æra lupinis!

Aber der große Haufen, und nicht nur das Parterre, sondern zum Theil — wie wir es aus Erfahrung wissen — Logen von Range, die freilich, wenn man sie moralisch würdigen sollte, oft unter dem Parterre sind, Logen von Range klatschten dem dreisten Schauspieler Beifall zu. Wie, wo, was, und warum dieses Phänomen

 in

**) Wir haben hier und an mehr Orten gewisse Ausdrücke, die uns passend geschienen, aus den Berl. Br. entlehnt, welches wir, um uns keines plagii schuldig zu machen, hier einmal für allemal anzeigen. Anm. d. Verfasser.

in unserm Lande ein vorübergehendes Staunen gewirkt hat, wissen wir sehr wohl: daß man aber auch auswärts die politischen Trugschlüsse so wenig wahrgenommen, die handgreiflichen Plagia entweder gar nicht, oder doch sehr spät eingesehen, die lächerlichen Rechnungen von Millionen, womit der Autor so freigebig jährlich die päbstl. Schatzkammer bereicherte, in öffentlichen Blättern nachgedruckt, und treuherzig nachgebetet hat, würde unbegreiflich seyn, wenn man nicht wüßte, daß zwey Drittheile von Lesern bloß an der Schale kleben, und jedem Autor, der nur einigermaßen das Geheimniß besitzt, durch einen zuversichtlichen Ton, und kühne Wendungen sich der Einbildungskraft zu bemächtigen, mit ihrem Verstande durchzugehen erlauben. Man setze noch hinzu, daß die wenigsten wußten, daß sie mit einem Komödianten zu thun hatten: denn, obgleich dieser Umstand eine bloße Nebensache ist, und, gewiß, Roscius bei gleichem Maaße von Genie und Geistesgaben ein eben so guter Schriftsteller, als Plato seyn könne — so würde doch, im gegenwärtigen Falle, selbst das Vorurtheil, was man insgemein gegen den Leichtsinn dieser Art Menschen hat, die Leser auf den Schriftsteller etwas aufmerksam, und in Ansehung des Zutrauens, das sie ihm schenckten, behutsamer gemacht haben. Jetzt schien ihnen Herr Friedel hinter der Larve des Schriftstellers eine nicht ganz unwichtige Person, die Reisen gethan, Berlin gesehen, Militär- und Staatssystemen durchdacht, und, so

wie

wie Ulysses auf seinen odyssäischen Wanderungen, die Sitten und Städte vieler Nationen mit beobachtendem Auge bemerkt hat — kurz, er schien ihnen eher alles, als ein nur wenig bekannter Schauspieler der Schikanederschen Gesellschaft zu seyn. Wir rügen das nicht in der Absicht, dieses Mannes Verdienste zu verringern; denn es ist immer kein Geringes selbst als Schauspieler — wenn er anders das Handwerk recht versteht — der Welt und dem Vaterlande nützlich zu werden. Auch sind wir im Ernste überzeugt, daß H. F. ein guter Kopf, und, wie ihn der Verf. der Berliner Briefe nennt, so lange er nicht über die Schnur hauet, ein freimüthiger, edeldenkender Deutscher ist; aber bekanntlich hängt sich das Vorurtheil der meisten Leser — so falsch und widersinnig es auch seyn mag — immer mit an die Person des Schriftstellers, an seinen Charakter und Amt, und dieses Vorurtheil hat wirklich H. F. da, wo er bekannt war, gleich anfangs viel Tort gethan, und je allgemeiner in der Folge sein Handwerk an Tag kam, je weniger Eingang fanden seine Briefe; man sah jetzt den Mann mit einigem Widerwillen in einer ihm fremden, wenigstens nicht praktisch genug bekannten Sphäre, Saul unter den Propheten, den Schauspieler mitten im Staatsrathe, mitten im Kriegsheere und in der Sorbonne — Diese Rolle, sagte das Publikum, ist ihm nicht eigenthümlich, weit über seine Kräfte, und er spielt sie so schlecht, als jede andere auf der Bühne. Wir wollen uns hier kei-

nes Schiedsrichtersamtes anmaßen, noch untersuchen, in wiefern dieses Urtheil angenommen, verworfen, oder wenigstens gemildert werden müsse: im Ganzen, würde unsrer Meinung nach, H. F. besser gethan haben, wenn er eine so starke Rolle nie übernommen, und den Horazischen Rath: *Quid valeant humeri?* wohl zuvor erwogen hätte.

Daß H. F. wirklich in Berlin gewesen, daran zweifelten wir anfangs selbst; denn uns war Friedel und seine Wanderschaft, so wie die Wanderschaft vieler anderer, die aus langer Weile, Mode, oder aufs Handwerk reisen, zu wenig bekannt. Ein Mann, dachten wir, der so wenig eigenes, und so viel, was er nie erfahren, bloß auf Treu und Glauben seiner Gewährsmänner, die er doch geflissentlich verschwieg, in seinen Briefen erzählt hat, konnte uns wohl eben so gut von Berlin, dessen Sitten und Bauart etwas vorsagen, ohne diese Hauptstadt anders, als aus Büchern, oder Erzählungen zu kennen. In der That ist auch das davon entworfene Gemählde so sonderbar und mißlich gerathen, daß man sich unmöglich abgewinnen konnte, zu glauben, er habe Berlin und seine Einwohner nach dem Leben gemahlt. Aber jetzt wissen wir, daß seine Urtheile, wenigstens zum Theile, auf Autopsie gegründet sind. Hievon hat uns eine Stelle in der allgem. deutschen Bibliothek 59 B. 1. St. S. 233. u. f. belehrt. Da wir einiges dabei anzumerken

haben,

haben, so müssen wir unsern Lesern gedachte Stelle in Extenso mittheilen, zumalen, da dieses für die Litteratur — man mag auch von dessen zufälligen Mängeln sagen, was man will — wirklich klassische Werk unsern Mitbürgern zu wenig bekannt, und leider, bis jetzt, nur einigen Gelehrten erga schedam zu lesen erlaubt ist.

„Vor einigen Jahren kam ein gewisser Herr „Johann Friedel (Er muß auf keine Weise, „wie wirklich in einer gelehrten Zeitung ge„schehen ist, mit einem H. Friedel, der sich „jetzt in Paris aufhält, und das *Theatre* „*allemand* herausgegeben hat, verwechselt „werden. Der letztere ist aus Berlin ge„bürtig) aus Oesterreich gebürtig nach Ber„lin. Man kann nicht sagen, daß er da„selbst eine glänzende Rolle gespielt hatte; „den Gelehrten, denen er doch, da er ein „Gelehrter seyn wollte, zuerst hätte bekannt „seyn sollen, und von denen er, als ein „junger, noch ungebildeter Mensch noch vie„les hätte lernen können, blieb er unbekannt. „Zu den Privatpersonen, welche die Wissen„schaften kultiviren, und Einsichten mit Ge„schmack verbinden, hatte er keinen Zutritt. „In die Gesellschaft der feinern Welt kam „er nicht: er lebte *in incognito* eines Erden„sohns. Dabei führte er eine Lebensart, „von der man wohl, aufs Gelindeste zu ur„theilen, sagen kann, daß sie nicht regelmäßig

 „war.

„war. Es würde in jedem andern Falle un„nöthig, oder unanständig seyn, diesen letz„tern Umstand zu erwähnen, wenn es nicht „das nachherige Betragen dieses unbeson„nenen jungen Menschen nöthig machte. Er, „der von Berlin nichts, als den Auskehricht „hatte kennen lernen, der nicht in der Lage „war in gute Gesellschaft zu kommen, der „sich auch nicht einmal zu bemühen schien, „sich in diese Lage zu setzen, unternahm es, „die Sitten von Berlin zu schildern. Er „kannte nichts, als das Schlechte von Ber„lin, und vermuthlich glaubte er sich noch „mehr Leser zu verschaffen, wenn er es noch „schlechter schilderte. Er gab, nachdem er „Berlin verlassen hatte, weil ihn, wie je„dem in die Augen fallen muste, der ihn sah, „*ingenii largitor venter* antrieb, zu Go„tha die Briefe No. I (die Briefe über die „Galanterien von Berlin auf einer Reise ge„sammelt von einem österr. Officier. Go„tha 1782.) heraus. Diese Briefe enthal„ten wirklich so wenig die Galanterien von „Berlin, als die Galanterien von Mo„nomotapa. Es sind meistens kahle Er„zählungen, deren Schlüpfrigkeit eine Wür„ze geben soll, von Geschichten, deren kei„ne einzige in Berlin wirklich geschehen ist. „Sie sind freilich so trivial, daß sie in jeder „großen Stadt gar wohl hätten geschehen „können, aber nichts ist daran, das sie be„son-

„sonders als Berlinisch charakterisirte. „Das ist freilich charakteristisch genug, daß „der Verfasser die berüchtigten liederlichen „Häuser in Berlin namentlich nennt. In „jeder großen Stadt sind solche Häuser, in „einer öffentlicher, in andern heimlicher. Daß „sie in Berlin öffentlicher sind, hat — „wenn es gleich sonst tadelhaft bleibt — „den Nutzen, daß das Sittenverderbniß „nicht größer ist, als es in die Augen fällt: „da hingegen in andern großen Städten „Deutschlands, zwar der äußere Schein zu„weilen ehrbarer, aber das wirkliche Ver„derbniß der Sitten, wenn gleich mehr ver„borgen, dennoch deshalb nicht weniger in „seiner ganzen Abscheulichkeit vorhanden ist. „Wer indessen nicht auf alle bürgerliche Eh„re Verzicht gethan hat, wird sich nicht „öffentlich rühmen, solche Häuser besucht zu „haben, und gar die Art, wie es da zuge„het, so wie dieser Verfasser thut, *con amo„re* schildern wollen. Ob diese Schilde„rung richtig ist, oder ob er sie solchen Le„sern zu gefallen, deren stumpfe Sinnen nur „durch schlüpfrige Beschreibungen aufgeweckt „werden können, noch übertrieben habe, „verdient wohl kaum untersucht zu werden. „Genug, daß es ein Schriftsteller in der „Unverschämtheit sehr weit gebracht haben „muß, wenn er Schilderungen von gro„ben Ausschweifungen für die Schilderun-

„gen

„gen der Galanterien einer Stadt ausge„ben kann.

„Der elende Verfasser dieser Rhapsodie gerieth „auf seinen Herumschweifungen unter ein „paar wandernde Schauspielergesellschaften, „und endlich unter die Schikanederische „Gesellschaft, welche in Ungarn und Oe„sterreich herumzog. Da ließ er die Brie„fe aus Wien II drucken. Diese Briefe „sind nun recht für den Gaum der Leser in „Wien kalkulirt. Der Verfasser schreibt „aufs Unverschämteste aus, und aus den be„kanntesten Büchern, ohne jemals seine Quel„le anzugeben, und hat sich dadurch bei „vielen Lesern in dortigen Gegenden das An„sehen von einem Schriftsteller zu geben ge„wust, der recht viele Einsichten habe. Da„bei hat er die Materien so ausgesucht, wie „sie recht für die gemeinen Leser in Wien sind. „Wenn er auf andere Leser gerechnet hätte, „so wäre es die äußerste Unverschämtheit, „daß er sich heraus nimmt im 7. Br. „über den Feldzug von 1778. zu urtheilen. „Ueber Feldzüge zu urtheilen, gebühret nie„mandem, als dem, der im Kriegswesen „erfahren ist; also muste ein solcher Mensch „schweigen, der gewiß nichts davon versteht. „Uebrigens tummelt er sich am meisten über „die ietzigen Lieblingsmaterien der Wie„ner, nämlich über die römischen Kanzlei„regeln,

„regeln, über die Mönche, und was dahin
„einschlägt; wobei er denn, indem er Le
„Bret und andere richtig ausschreibt, ohne
„ihrer mit einem Wort zu erwähnen, sich das
„Ansehen geben will, als ob er die Sachen, wer
„weis, wie gründlich untersucht hätte. Eben so
„schwatzt er viel dahin über Wien, Pres=
„burg, und andere anliegende Oerter, weil er
„wohl weis, daß die Wiener gern etwas von
„sich selbst lesen, und dieses höchst schale Ge=
„schwätz anziehend zu machen, zieht er oft
„Parallelen zwischen Wien und Berlin,
„wobei denn, wie es natürlich ist, Wien
„immer den Vorzug hat, und auf Berlin
„verächtliche gehäßige Seitenblicke geworfen
„werden; nicht selten wird auch derb über
„Berlin und über Brandenburg gelogen, z.
„B. S. 64. wo es heist: Allgemein posaune
„man durchs ganze Land aus, Kaiser Joseph
„sey einer der stärksten Säufer, und an=
„dere dergleichen Absurditäten mehr.„

Ohne uns iezt auf die in dieser Recension angegebenen, theils localen, theils individuellen Umstände insbesondere einzulassen, wollen wir nur anmerken, daß sie mit dem, was selbst österreichische Schriftsteller von gutem Geschmack gegen H. F. Briefe geäußert haben, in der Hauptsache vollkommen übereinstimmt. Daß H. F. den Berliner Gelehrten unbekannt geblieben, würde uns befremden, wenn wir nicht wüßten, daß er eben so sehr unsern einheimischen Gelehrten bis auf den

heu=

heutigen Tag noch unbekannt ist: sie kennen seine Schriften, aber was sein werthes schriftstellerisches Selbst anbelangt: so ist er für sie Diogenes im Faße — wer von beiden, H. Friedel oder die Gelehrten dabei verlieren, kann wohl keine Frage seyn. Was aber seinen damaligen moralischen Charakter — denn seit der Zeit könnte er sich wohl gebessert haben — und seine übrige Aufführung in Berlin betrift, ob er die berüchtigten Häuser in der Absicht, wozu sie da sind, oder aus bloßer jugendlicher Neugierde besucht haben mag, darauf lassen wir uns nicht ein; daß ihn kein ähnlicher Antrieb, der den Ignatius von Lojola in die römischen Hurenhäuser führte, dabei begeistert habe, ist freilich sehr wahrscheinlich. (4)

Uebri-

(4) Der große Lojola scheute weder Huren noch Hurenhäuser. Er besuchte sie, und gieng auf ihre Bekehrung aus. Es muste ein artiges Schauspiel seyn, den General der Jesuiten, wie sein Biograph meldet, à la tete einer ganzen Schaar von Venuspriesterinnen zu sehen, die er in die Kirche der heil. Martha führte, um daselbst in eigens dazu erbauten Gemächern unter seiner Aufsicht ihre moralische Wiedergeburt zu bewirken. Die allergrösten Vertraulichkeiten mit dem andern Geschlecht hatten für den Mann Gottes keine Gefahr. Er konnte sich in diesen Flammen, wie jene drei Juden in dem Feuerofen von Babylon unverletzt erhal-

Uebrigens konnte die Neugierde des jungen Mannes gewagt, und straffällig, sein Lebenswandel aber im Ganzen demungeachtet noch ziemlich regelmäßig seyn.

Wenn Recens. bei Gelegenheit über die Galanterien von Berlin sagt: Schilderungen von groben Ausschweifungen sind keine Schilderungen von Galanterien einer Stadt — so geben wir ihm völlig Recht; hat es aber vollends seine Richtigkeit, daß sich der Verfasser falsche data erlaubt, so verdient er Verachtung. Allein das alles abgerechnet, scheint uns diese Rhapsodie in anderer Betrachtung nicht so ganz elend zu seyn; und, ohne daß es uns einfallen sollte, eine Schrift von diesem Schrott und Korn in Schutz zu nehmen, können wir doch das Urtheil, welches andere vernünftige Männer darüber gefällt haben, nicht mißbilligen. Mancher Gegenstand ist nicht blos launigt, sondern auch lehrreich, mit Weltkenntniß, physikalischer Einsicht, und in Beziehung auf klassische und neuere Schriftsteller behan-

halten. Aber man will auch wissen, daß ihm die Jungfrau Maria eine solche Gabe der Erhaltung ertheilt habe, daß er von der Zeit, da er ihr Ritter geworden, bis an seinen Tod auch nicht den geringsten Stimulum Carnis empfunden. Wie wenige von seinen Anhängern sind durch die Gnade so glücklich combabusirt! Anm. d. Herausg.

handelt. Ausschweifungen, und Schandthaten, die freilich nicht allein Berlin — welches der Verfasser selbst eingestehet — sondern auch andern großen und kleinen Städten oft zur Last gelegt werden können, und die, sie mögen in ihrer scheußlichen nackten Gestalt, oder unter der feinern Hülle der Galanterie vorkommen, im Grunde immer Ausschweifungen und Schandthaten bleiben, werden in ihrer völligen Blöße dargestellt, und deren schädliche Wirkungen so wohl aus physischen, als moralischen, und politischen Gesichtspunkten beleuchtet. Wie viel aber von alle dem Guten Herrn Friedel zugehöre, -- denn wir wissen nun einmal, daß er mächtig im Ausschreiben ist — wie oft er mit Tissots, Beccaria's und anderer Gelehrten Kälbern gepflügt habe, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Bei Schriften dieser Art kommt es vornehmlich auf eine richtige Auswahl zweckmäßiger Mittel an. Das Schlüpfrige, welches schon in der Natur der Gegenstände liegt, ist nie ganz davon zu trennen, nur muß der Autor nicht durch allzu lebhafte, gesuchte Ausdrücke dessen Eindruck verstärken, sondern so viel möglich zu mildern suchen. Macht der Wollüstling demungeachtet von solcher Lektüre zu Erweckung seiner stumpfen Sinne einen Mißbrauch, so ist es seine eigene, und nicht des Verfassers Schuld. Wir wissen, daß Venetti von Erzeugung der Menschen, und andere medicinische Schriften, selbst gewisse lebhafte Erzählungen der Kirchenväter von den Schandthaten der Heiden und einigen

Myste-

Mysterien, ja viele Stellen der Bibel, das ganze hohe Lied Salomonis, zu gleichen Absichten gemißbraucht werden können, und daß es oft wirklich geschieht — Genug, wenn der Verfasser der mehrerwähnten Galanterien zu Erreichung des sehr löblichen Endzwecks, den er in der Vorrede angiebt, überall die zweckmäßigen Mittel zu wählen, sie mit gleicher Stärke den Gegenständen anzupaßen, und, mit einem Worte, planmäßiger zu bearbeiten gewust hätte, so würde ein Buch von dieser Art den wilden Wüstling, den Verführer der Unschuld, den Stöhrer des häuslichen Friedens im gemeinen Wesen u. s. w. weit wirksamer von seinen schädlichen Trieben heilen, als so manche wäßerige Erbauungsschriften, womit willfährige Ascceten die Buchläden überschwemmen. Die wenigsten solcher frommer Broschüren werden von den Wollüstlingen gelesen, oder sind auch in einem so pedantisch = theologischen, rebütanten Ton geschrieben, daß man sie bald wieder aus den Händen legt. Wir wissen Beyspiele — es sey zur Steuer der Wahrheit gesagt — wo junge Leute, denen Tissots schöne Schrift von der Onanie nicht bekannt war, durch eben diese Briefe über die Galanterien von Berlin auf die abscheulichen Wirkungen ihrer Ausschweifungen aufmerksam, und mehr, als durch alle Predigten gebessert worden sind. Was würde nicht diese Schrift bey einer noch zweckmäßigern Einrichtung für Gutes gestiftet haben? Allein dazu war es freilich nicht nur unnöthig, sondern sogar unschicklich und hämisch, die

Scenen der Wollust und Schandthaten, die Herr Friedel wohl auch anderwärts, vielleicht in seiner eigenem Heimath *in Quanto et Quali* eben so wie in Berlin mochte erfahren haben, ausschließungsweise nach Berlin zu verlegen (5) und noch oben drein die Reputation des österreichischen Officiercorps, indem er eines seiner Mitglieder zum Verfasser macht, so muthwillig zu compromit-

(5) Im Jahr 1784. erschien ohne Druckort ein Paroli auf die Galanterien von Berlin unter dem Titel Galanterien Wiens auf einer Reise gesammelt und in Briefen geschildert von einem Berliner, 2 Theile. Eine höchst traurige Postille, wo allerlei ohne Auswahl zusammengestoppelt, vieles aus Friedels Briefen wiederholt, und die Reisen des Deutsch-Franzosen durch Deutschland, als *cheval de bataille* wacker geritten worden. Daß diese Galanterien kein Berliner geschrieben, zeigt die schleppende, stumpfe Schreibart, und die ungewöhnliche, seltsame Wortstellung zur Genüge an. Ueberhaupt sind diese Briefe für den Ausländer, der unsre Residenzstadt besucht, bei weitem kein so guter Wegweiser zu den Bordellen von Wien, als es Friedels Briefe zu den Hurenhäusern in Berlin sind — Nach gerade werden sie wohl auch in Wien öffentlicher und richtiger numerirt werden. Anm. d. Herausg.

mittiren. Man sieht daraus, wie überhaupt aus allem, was H. F. selbst gemacht, oder zusammengestoppelt, als Nachlese herausgegeben hat, ganz besonders aus den ein Jahr darauf ans Licht gebrachten Briefen aus Wien an einen Freund in Berlin, daß dieser Autor zu jenen raschen Köpfen gehöre, denen es nicht an natürlichen Anlagen, sondern an ihrer richtigen Bearbeitung und Ausbildung, nicht, wie man insgemein zu sagen pflegt, an Pferden, sondern bloß am Kutscher fehlt. (6)

Wie in aller Welt wäre es sonst möglich gewesen, daß ein Mann von gesunder Ueberlegung und nur einiger Beurtheilungskraft sich jene Stellen, und Ausdrücke über Theresiens Charakter erlauben konnte, worüber ihn der Verfasser der Berliner Briefe mit so vielem Rechte bestraft hat? Wäre Theresia wirklich die bigotte, ehrgeizige, und schwache Prinzeßin gewesen — die sie, wie wir es künftig in einer eigenen Abhandlung über ihr Privatleben, und Regierungsjahre beweisen wollen, sicher nicht war — so war es doch wahr-

(6) Ohne Metapher: an Beurtheilungskraft. Die Grabschrift für diese aufbrausenden Genies, woran die gelehrte Republik so übernatürlich fruchtbar ist, und die gewiß den Geschmack unsrer Zeiten mehr verderben, als ausbilden helfen, ist und bleibt das bekannte: Hic jacet *Ingenium:* expectat — *Iudicium.* Anm. d. H.

lich wider alle Klugheit, zu einer Zeit, da das Volk den innigsten Schmerz über den Verlust seiner treuen Landesmutter noch nicht verwunden hatte, und bei ihrer Asche noch Thränen der lautesten Dankbarkeit weinte, aufzutreten, und die Monarchin im Angesicht des Volks, das sie noch anbetet, mit solchen Attributen weiblicher Schwäche zu schildern, die das Lächerliche über ihr Privatleben, und die Verachtung über ihre Regierung ausbreiten musten. Die unter solchen Umständen von Verf. affectirte große Freimüthigkeit, ist, unsrer Einsicht nach, ganz deplacirt: Freimüthigkeit muß aus keiner falschen Quelle fließen; und man möchte noch fragen, was berechtigte einen Schikanederischen Schauspieler, der ohne Umgang mit der feinern Welt, ohne aller Bekanntschaft mit den Großen, das politische Triebwerk nur nach den Kannegießereien der unbedeutenden Zirkel seines Gelichters kennt, was berechtigte ihn, über Theresiens Leben und Thaten freimüthig zu sein? Die Wolken des Weihrauchs, den er auf einer andern Seite ihrem großen Sohne streuet, können die Sache nicht gut machen, ja wir sind völlig überzeugt, daß dem Kaiser Opfer dieser Art, die ihm auf Kosten des Charakters seiner Mutter gebracht werden, höchst misfällig sind.

So viel ist gewiß, daß H. F. durch diesen Zauber, — der nach Verschiedenheit der Gemüthsarten und Meinungen unter uns sehr verschieden

wirkt

wirkt — einen Theil seiner Leser eine Zeitlang geblendet, und sie durch die Neuheit, und dreiste Zuversichtlichkeit, die durchgehends in seinen Briefen herrscht, hingerissen hat. (7) Aber kaum erschienen die Berliner Briefe, so fiel es, wie Schuppen von ihren Augen. Man freute sich, aus dem Munde der Ausländer, Theresiens Rechtfertigung, ihren ewigen Ruhm und Verdienst erschallen zu hören, während unter den Patrioten auch nicht einer war, der die frechen Lästerungen, welche sich eine gewisse Parthei schon lange gegen

(7) Der Verfasser des Buchs: Schwachheiten der Wiener, nimmt es den Wienern sehr übel, daß sie Friedels Briefe einer Aufnahme gewürdiget: aber er behauptet zu viel, wenn er sagt: daß der Komödiant Johann Friedel wegen seiner 50 Briefe, oder Fuchspredigten, wie er sie nennt, bei groß und kleinen für einen vortreflichen Autor passire. So ganz schlimm steht es, Gottlob, noch nicht um Kopf und Geschmack aller Wiener. Nur bei einigen machten Friedels Briefe einen vorübergehenden Rausch, von dem sie aber bei Erscheinung der Berliner Briefe bald nüchtern geworden, oder vielleicht aus einem Rausch in den andern verfielen: nur ist letzterer verzeihlicher, denn es ist ein Weinrausch, der wirklich von der Stärke des Geistigen herrühret; dagegen ersterer blos ein Bierrausch gewesen. Anm. d. H.

die verewigte Monarchin in ihren Privatzirkeln herausnimmt, und H. F. frei und großmüthig genug war, drucken zu lassen, öffentlich mit patriotischem Muthe angegriffen hätte. (8) Im Ernste, wir sahen bei dieser Geschichte etwas albern aus! Die dümmste Skarteke findet Widersprüche unter uns, und Friedels Briefe giengen, wie ein *Mandatum Sacrae-Caesareae majestatis* ungestraft durch. War es für Friedeln zu viel Ehre, sein Geschwätz zu widerlegen, so verdienten doch so manche vor den Augen des Publikums gemißhandelte Gegenstände von Wichtigkeit geprüft und erwogen zu werden. Jetzt ließ es nicht anders, als ob wir entweder aus Furcht vor der gegenwärtigen Regierung — welches Josephs Ruhm gewiß sehr nachtheilig wäre — oder, weil wir von der Wahrheit der Friedelschen Angaben überzeugt wären, uns das Stillschweigen auferlegt hätten. Erst nachdem die Berliner Briefe erschienen, wagten

(8) Sonderbar! Wer sollte das thun? Die Reformationsadvocaten? — Sie glaubten an Johann Friedel eine gute Acquisition gemacht zu haben. Die Pfaffen? — Die einen waren zu dumm, die andern zu schüchtern dazu. Die Gelehrten? — Wir haben deren freilich dem Namen nach eine gute Anzahl, aber vor der Hand haben sich die Gattungen noch nicht entwickelt: Die meisten sind Amphibien. Anm. d. H.

ten unsre Kritiker auch auf die Friedelschen einige Ausfälle, in der Absicht die Berliner Briefe wenigstens mittelbar dadurch herabzusetzen, wenn man den Gegner, mit dem sie es zu thun haben, als seicht und unbedeutend vorstellte. (9)

Dem sey nun, wie ihm wolle, so sehr auch sonst noch unter uns gegen alle Schriften aus Berlin ein gewisses Vorurtheil herrscht, sie mögen nun daselbst wirklich geschrieben seyn, oder bloß unter dieser Firma herauskommen, so schien es doch jetzt, als wollten die österreichischen Leser bei dem Anblick der Berliner Briefe mit einmal diesem Vorurtheile entsagen: so sehr wurden sie gesucht, und binnen kurzer Zeit durch alle Kaiserl. Erbstaaten verbreitet. Da diese Briefe nichts weniger, als den Favoritneigungen des Volks schmeicheln, da man ihnen sogar Schuld geben wollen, als ob sie die Preussische Regierung übermäßig herausstrichen: so läst sich dieses Phänomen ihrer ausserordentlich günstigen Aufnahme unter uns gar nicht erklären, wenn man nicht annimmt, daß die darin siegende nakte Wahrheit, die jedem Leser, wenn

(9) Diese Herren haben falsch, und die Nachdrucker richtiger kalkulirt. Seit der Erscheinung der Berliner Briefe, sind davon über 6000 Exemplarien nachgedruckt und vergriffen worden. Es lebe der Nachdruck! Anm. des Herausg.

wenn er sie auch nicht sehen will, einleuchtet, und die offenbare Gerechtigkeit, die man der großen Theresien, und ihren verdienten Staats- und Kriegsmännern wiederfahren läßt, die vornehmste Ursache davon sey. Zwar lasen wir letzthin in einer politischen Epistel aus Oesterreich, die Herr von Schirrach, ob sie gleich *sine die et consule* geschrieben, in sein politisches Journal aufgenommen hat, (10) den lustigen Einfall: „Natürlich rühmt man nun die seel. Kaiserin und ihren „Daun, weil man merkt, daß von dem gegenwärtigen Kaiser und seinem Lascy nichts mehr „gewonnen werden wird.„ Die Antithese fällt beim ersten Anblicke auf, und scheint witzig zu seyn. Prüft man sie näher: so ist es kompletter Unsinn; Worte, mit welchen man keinen deutlichen Begrif verbinden kann. Man lobt, unsers Erachtens, Theresien und Daun aus keiner andern Ursache, als aus welcher jeder Vorurtheilfreier Beobachter große Thaten und Eigenschaften lobt,

(10) Herrn von Schirrach mag so etwas gegen die Berliner Briefe nicht unwillkommen seyn. Wer kann ihm das verdenken? Die Bemerkung in gedachten Briefen, daß er sich durch seinen Karl VI. zum Edelmann geschrieben, ist zwar wahr, und Schirrach kann stolz darauf seyn, aber demungeachtet — man weis nicht warum — schwer zu verdauen. Anm. d. Herausg.

lobt, er mag sie finden, wo er will, an Theresien oder Daun, an Joseph oder Lascy, an Tatarchan, oder an Kaiser von Japan. Was aber der Gegensatz heißen soll: „weil von dem gegenwärtigen Kaiser und seinem Lascy nichts mehr zu gewinnen ist,„ verstehen wir gar nicht: denn dies setzt jemanden voraus, der von ihnen etwas zu gewinnen den Vorsatz hat. Und wer kann, wer soll das seyn? Wer sonst, als Friedrich II. am Rande des Grabes. — Friedrich, der nicht einmal durch den 7 jährigen Krieg eine Handvoll Land von Theresien gewonnen; (11)

 der

(11) Soll die Anspielung der Antithese sich auf die gewonnenen Schlachten beziehen, so paßt sie eben so wenig. Denn obgleich die Siege des Königs von Preußen gegen die Siege der Oesterreicher, alle Campagnen, die diese beiden Puissancen gegen einander geführt haben, zusammen genommen, sich beinahe wie 3 zu 1 verhalten; so ist dies doch nicht der Fall in Rücksicht auf die Siege, die der König unmittelbar vom Feldmarschall gewonnen: denn da hat er wirklich zweimal verspielt, nämlich bei Kollin und Hochkirchen, und nur einmal, nämlich bei Torgau, wo der verwundete Feldmarschall die Ausführung der Schlacht einem andern überlassen muste, gewonnen. Bei allen übrigen Hauptschlachten commandirte nicht Daun, sondern Neuperg, Prinz Carl, Brown en chef. Anm. der Verf.

der — wie uns die nunmehr besser entwickelte, und den Urkunden gemäß bearbeitete Geschichte deutlich belehrt — sich nur in dem Besitz dessen, was ihm durch den Breßlauer und Dresdner Frieden zugestanden worden, behaupten, und nicht einen Mann seines Kriegsheeres im J. 1756. über unsre Gränzen setzen wollte, wenn man ihm die verlangte Versicherung von der Fortdauer des Friedens eingeräumt hätte — diesen suchen noch immer seichte, windschiefe Köpfe als einen dem Kaiser gefährlichen, gewinnsüchtigen Nachbarn verdächtig zu machen. Daß wir diese Chimäre des nur allzulange zum Unglück der beiderseitigen Nationen unterhaltenen Mistrauens einmahl ablegen, und mit unsern Nachbarn Hand in Hand auf den Wegen der Eintracht und des wechselseitigen Vertrauens handeln und wandeln möchten, ist patriotischer und kosmopolitischer Wunsch!

II.

Der Autor der Berliner Briefe.

(a) Von seiner Person und Charakter.

Nosse me omnes volunt, sagt der Verf. des *Gyges gallus* in seiner Vorrede, *antequam legant*. So gieng es auch hier. Wer ist der Verfasser der Briefe aus Berlin über eini-

einige Paradoxa dieses Zeitalters? war bis jetzt die beinahe allgemeine Frage der Leser, und Nichtleser einer Schrift, die von dem einen vielleicht mehr gelobet, und von andern mehr getadelt wird, als sie es verdient. Diese Briefe nach dem ganzen Umfange ihres Inhalts in Schutz zu nehmen, ist keinesweges unser Endzweck, und das, was einige unsrer Kritiker, ja selbst die geschwornen Gegner des Berliner Autors, als hervorstechende Vorzüge daran erkannt haben, nämlich: Schreibart, Laune, und einige glückliche Wendungen, ist gerade dasjenige nicht, worüber wir ihrem Verfasser einen Panegyricum halten möchten. Man sieht vielmehr, daß diese Briefe flüchtig geschrieben, der Stil nicht gehörig befeilet worden, und daß überhaupt das Ganze nichts weniger, als die letzte Hand des Meisters erhalten habe. Dagegen haben wir viele richtig durchdachte, die Gesinnungen der Großen und des Volks in verschiedenen Klassen genau darstellende, und mit dem Locale unserer dermaligen Verfassung übereintreffende Wahrheiten darin gefunden. Diese sind es, die uns einer nähern Prüfung des Patrioten und Weltbürgers würdig zu seyn scheinen. Wir werden davon sagen, was wir, jeder andern Meinung unbeschadet, für richtig und wahr halten, unbesorgt, ob wir mit dem Verf. der Berliner Briefe auf einem Wege zusammen treffen, oder Himmelweit von ihm abgehen; und eben so unbesorgt, ob wir mit ihm einerlei Verdammniß von seinen Widersachern, oder Beifall

und

und Segenswünsche von seinen Gönnern und Freunden zu erwarten haben.

Was nun zuförderst die in Wien, Prag, Gräz, &c. so wie auch in der Provinz oft aufgeworfene Frage über das *Quis? Quid? Tibi?* des Verf. der Berl. Br. betrift, so scheint sie uns nichts weniger, als ungewöhnlich. Ein Buch wird nicht sobald, in was immer für einer Betrachtung, wäre es auch durch den bloßen Titel, einige Aufmerksamkeit erregen, als man schon den Autor kennen will, noch ehe man ihn liest — Man frägt, und die Frage ist entweder nichts, als mechanische Wirkung einer verstand- und absichtslosen Neugierde, welches bei der großen Menge der sich gelehrt dünkenden *Badauds* der gewöhnliche Fall ist, die sich sehr viel damit wissen, wenn sie nur die Namen der Autoren nebst ein paar Privatanekdötchen von ihnen an den Fingern herzusagen im Stande sind; — Oder der Leser wünscht den Verfasser zu kennen, um seinem Verstande schon im voraus eine gewisse Stimmung zu geben, und selbst in dem Namen des mehr oder weniger bekannten Verfassers, in seinem Charakter, seiner politischen Lage, und, Gott weiß, in welchen individuellen, und lokalen Umständen einen Schlüssel zu seiner Denkart, Absichten, und Ausdrücken ausfindig zu machen. Wohnt der Autor an der Sprée, so muß Friedrich, wohnt er an der Donau, so muß Joseph sein Held seyn: nicht anders, als gäbe es — zur Schande unsers

sers ewig gerühmten philosophischen Jahrhunderts — in keinem Lande einen vorurtheilfreien Mann, und in der Republik der Gelehrten keinen Denker mehr — Nicht anders, als hätten wir in unserm lieben Deutschland wieder die traurigen Zeiten des Mittelalters, und — nur unter einer nach dem Bedürfniß unsrer Zeit modificirten Gestalt, — eine abermalige Epoche der Gvelfen und Gibelliner erlebt, wo das Nationalvorurtheil überall zu der ihm heiligen Fahne geschworen, wo alles in Partheien zerfiel, und, unbekümmert auf welcher Seite Recht und Wahrheit lagen, jeder an den zur Landessitte gewordenen politischen religiösen Fehden der Fürsten Theil nehmen muste. So schlimm stehen, Gott Lob, bis jetzt die Sachen in Deutschland noch nicht! Wir haben noch überall Männer, deren unbescholtenen Redlichkeit und philosophischen Einsichten man es zutrauen darf, daß sie nie vergessen können, was sie als Bürger dem Vaterlande, und der Welt als Schriftsteller schuldig sind; die es einsehen, daß in dem Augenblicke, da sie Wahrheit, für mehr als ein Volk wohlthätige Wahrheit suchen, und zu dem Ende öffentlichen Gebrauch ihrer Vernunft machen wollen, das Vaterland sich alsdenn nur wie ein Punkt zu dem Ganzen verhält — und folglich jene volle Freiheit lang und sorgfältig geprüfte, auf das Wohl der Menschheit abzielende Gedanken, über das Fehlerhafte in Sitten, die Mängel des Staats, die Verunstaltungen der Religion u. dergl. an Tag zu legen,

durch

durch keine Nationaldämme eingeschränkt werden dürfe.

In diesem Lichte erscheint uns bei allen seinen übrigen Fehlern, wovon er so wenig als irgend ein Sterblicher frei ist — an mehr als einem Orte der Verf. gedachter Briefe: da er eben so wenig Lust zu haben scheint, durch Anführung seines Namens und Charakters die bloße Neugierde müßiger Leser zu befriedigen, als dem gewöhnlichen Vorurtheile der Autorschaft zu fröhnen; da er, wie wir von sicherer Hand wissen, weder zur Josephinischen, noch Antijosephinischen Fahne gehört: nicht Gvelf, nicht Gibelliner, sondern im strengsten Verstande bloß beobachtender Weltbürger ist; da ihn sehr wahrscheinlich seine Lage vor Versuchungen der Partheilichkeit schützt, und seine Grundsätze vor eiteln Schriftstellerruhm verwahren, so mag er es in jedem Betracht sehr unnöthig gefunden haben, seine der Untersuchung der Wahrheit gewidmete Schrift anders, als unter anonymischer Hülle in die Welt zu schicken. Man setze noch hinzu, daß es Fälle giebt, wo der Schriftsteller, ohne wider die Regeln der Klugheit zu handeln, das *Incognito* nicht aufgeben, wo Anonymie sogar zur wesentlichen Pflicht des Bürgers werden kann. —

Aber vorausgesetzt, man wüßte, ob der Autor wirklich an der Spree, am Main, an der Donau, oder an der von ihren holländischen Fesseln noch nicht freien Schelde wohne; man wüßte,

ſte, ob er Staats- oder Kriegsmann, Prieſter oder Lai, Schriftſteller von Profeßion, Exjeſuit, oder Freimaurer, Cäſar oder nichts ſey — was kann, was ſoll die Wahrheit dabei gewinnen? Wir wiſſen nun mit Gewißheit, daß der Verf. der Briefe aus Wien ꝛc. ein Schauſpieler von Profeßion iſt: welcher vernünftige Leſer wird jetzt die in ſeinen Briefen hie und da enthaltenen, und mit edler Dreiſtigkeit geſagten Wahrheiten — eigene, oder entlehnte, gilt hier gleich viel — nur darum weniger ſchätzen, weil er ſie durch die Feder eines Schauſpielers erfährt? Und im Gegentheile, wer von uns würde wohl die unedle, einer Großen Thereſia und ihres erhabenen Sohnes ganz unwürdige Charakteriſtik, die eben dieſer Schauſpieler entwarf; wer würde die unſchicklichen, hämiſchen Ausfälle auf den Neſtor der Könige in Norden, und ſeinen Thronfolger; die verſteckte Herabwürdigung des in unſern Militärannalen unſterblichen deutſchen Fabius; und das ganze mit Alltagswitz und trivialen Spöttereien verbrämte, und immer wieder aufgewärmte Galimathias über Päbſte, Kardinäle, Biſchöfe und Mönche ꝛc. genießen und gut heißen können, wenn er auch ſtatt Friedels Namen, den großen Namen irgend eines bebänderten Staatsgeſchöpfs, einer geheimen Raths-Excellenz, oder ſelbſt eines Fürſten mit allen ſeinen Titeln an der Stirn des Buches fände? Nicht daß Herr Friedel Schauſpieler iſt, ſondern daß er ſeine Rolle als Schriftſteller ſchlecht ſpielt, das — das ſchadet

det seiner Autorschaft. Ein Werk kann durch den Namen des Verf., er sei auch wer er wolle, nicht schlechter werden, wenn es gut ist: aber gewiß auch nicht besser, wenn es schlecht ist.

Für eine gewisse Klasse von Lesern — man möchte sie die Unmündige nennen — kann freilich der Name des Autors mehr oder weniger moralische Bestechung seyn. Kunstrichter und Leser — es ist leider ein Erfahrungssatz — richten ihren Ton sehr oft darnach ein, und stimmen ihn nach dem Bedürfniß der Umstände, und der relativen Ehrfurcht, bald eine Octave höher, bald niedriger an. Aber so viel wirkt der Name des Schriftstellers, — wär' er auch noch so wichtig — auf denjenigen nicht, der außer den fünf Sinnen, die wir mit den Thieren des Feldes gemein haben, noch einen Sinn für Wahrheit hat — und diese muß von persönlichem Ansehen durchaus independent bleiben. Gewiß, der würde sehr wenig Einsicht von der verschiedenen Vorstellung in den menschlichen Köpfen verrathen, der sich einfallen ließe, die Produkte ihres Geistes nach dem täuschenden Maasstab des Ansehens zu schätzen: nicht wer, sondern was er geschrieben, ist die Frage der Vernunft: und das zu prüfen, zu beleuchten, und ihrer Ueberzeugung nach zu benutzen, ihr ewiges, unwidersprechliches Recht.

Wir glauben also nichts dabei zu verlieren, ob wir gleich nicht wissen, wer von den sogenannten Berliner Briefen der Autor ist, oder doch eben

so

so wenig, als der Autor selbst dadurch verliert, daß er nicht weis, wer alle seine Leser, das heist, seine Kunstrichter, Lobredner und Tadler sind. Indessen, um unsern Lesern nichts zu verhelen, was uns von den Umständen und moralischen Charakter dieses Verfassers mit Gewißheit bekannt worden ist, so theilen wir ihnen folgenden Auszug eines Schreibens, das wir von einem unsrer auswärtigen Freunde erhalten, aufrichtig mit.

— — „Der Verfasser der Berliner Briefe ist „nicht mehr bei uns: er gieng vor ein paar „Monaten nach P * * ab. Ob und wenn „wir ihn wieder in unsern Mauern zu sehen „das Glück haben werden, ist ungewiß. Was „Sie von der Ausgabe seiner Briefe zu wis„sen verlangen, so kann ich Ihnen mit Gewis„heit melden, daß er die erste Ausgabe seiner „Briefe (von der Leipziger Ostermesse 1784) „in keiner Art retouchirt, vermehrt, oder „irgendwo eine zweite Auflage veranstaltet „habe; selbst die erste und einzige rechtmäßi„ge Auflage dieser Briefe bestand nur in ei„ner mäßigen Anzahl Exemplarien, die in „verschiedenen deutschen Buchhandlungen ver„kauft wurden. Sie können daraus schließen, „was von allen den ächten, verbesserten, „und unter der Protection des Herrn Wu„cherer und Consorten herausgekommenen „vermehrten Auflagen, womit Ihre dienst„fertige Nachdrucker das Publikum so schänd-

„lich hintergangen haben, und noch immer „hintergehen, zu halten sey — Was will „aus Litteratur und allen Wissenschaften wer„den, was haben die Nachkommen für eine „Geschichte von ihren Vorfahren zu erwar„ten, wenn dieser privilegirte Straßen„raub so fortgeht? (12) Es wäre zu wün„schen, daß der Verfasser gleich bei der er„sten Auflage einen Verleger, oder Buch„händler, dem er seine Briefe in Commis„sion gegeben, genannt hätte, so würde „wenigstens das Publikum die wahre Aus„gabe von den Bastarden unterscheiden kön„nen, aber freilich gegen gewinnsüchtige, „unverschämte Nachdrucker ist auch dieses „Verwahrungsmittel zu schwach; denn ein „solcher Mann würde sich so wenig, als ein „falscher Münzer schämen, selbst den Na„men des Verlegers mit nachzudrucken. „Ein Mann, sagte unser unvergeßlicher „Gellert, der sich auf nichts, als auf das „Geld versteht, der schämt sich endlich „nicht — Die Fuchsjäger, die so gerne „bei

(12) Wir werden in unserm Werk über die politischen Irrthümer diese Pest der Wissenschaften, gegen welche unsre Polizei-Gesetze leider! noch kein Verwahrungsmittel festgesetzt haben, mit allen ihren traurigen Wirkungen für die Litteratur näher beleuchten. Anm. der Verf.

„bei anonymischen Schriften auf Verfasser, „und Verleger Jagd machen, haben zwar „einen gewissen Buchhändler, Löwe in „Schlesien als Verleger der Berliner Brie„fe angegeben: ist er es wirklich, so bedau„re ich den rechtschaffenen Mann, denn nach „einem sehr mäßigen Calcul haben ihn die „österreichischen Nachdrucker — bei dem „überaus starken Abgang dieser Schrift, um „ein paar tausend Gulden bestohlen. — — „Nun noch etwas über die Person, und mo„ralische Physiognomie des Verfassers. Es „würde die äusserste Lieblosigkeit, es würde „Niederträchtigkeit, und schändliche Belei„digung des Zutrauens seyn, dessen er mich „würdiget, wenn ich Ihnen einen Mann „namentlich bekannt machen wollte, der aus „Grundsätzen, und Pflichten, die er sich „und andern schuldig ist, anonymisch schreibt. „Aber das muß ich Ihnen versichern, daß „ihm alle die Vorwürfe, die ihm von seich„ten Köpfen und Winkelrichtern hie und da „gemacht worden sind, nicht beunruhigen „können, er hat auch darum, so viel ich „weis, auf keinen geantwortet, weil er, wie „wie er selbst sagt, sich bewust ist, ohne hä„mischer Leidenschaft, ohne Eigennutz, und „Partheilichkeit, aber nicht ohne Grund und „Wahrscheinlichkeit geschrieben zu haben, was „er geschrieben hat. Man braucht nur den „Mann und seine richtigen philosophischen

„Grundsätze zu kennen, so fallen die von ei„nigen sophistischen Buben gegen ihn vorge„brachten Beschuldigungen einer vorsätzli„chen Satyre, einer Beleidigung der öster„reichischen Nation, die er schätzt, und ei„ner Verletzung der Ehrfurcht gegen einen „Fürsten, den er mehr wegen seiner persön„lichen Tugenden, als wegen seines höch„sten Ranges verehrt, von selbst weg. Glau„ben Sie mir: er weis zu gut, der Ver„fasser der Berliner Briefe, wie historische „Wahrheit, philosophisches Raisonnement, „und erlaubte Satyre sich gegen einander „verhalten; er weis, daß keine vernünftig „und billig denkende Nation durch historisch„politische Darstellung ihrer Lage beleidiget „werden kann; auch ist er alt genug dazu, „und hat in seinem Leben Könige und Für„sten genug gesehen und gesprochen, um zu „wissen, was wir übrigen armen Sterbliche „diesen Halbgöttern der Erde schuldig sind. „Im Vorbeigehen kann ich Ihnen auch sa„gen, daß er in der Republik der Gelehr„ten kein *Homo novus* ist: vor mehr als „30 Jahren ist schon sein Name einer gelehr„ten Schrift vorgedruckt worden, die noch „jetzt, so viel ich ganz sicher weis, in der „kaiserl. königl. Bibliothek vorhanden ist. —

„Uebrigens ist er seinem moralischen Charakter „nach ein gutherziges Geschöpf, das mit

„Absicht

„Absicht und Willen nicht einen Wurm be-
„leidigen kann. Ohne den Großen, ja
„selbst den Monarchen zu schmeicheln, ver-
„ehrt er sie aufrichtig; nicht weil er sie für
„etwas besseres, als andere Erdensöhne,
„sondern weil er sie für diejenigen hält, in
„welchen das gesammte Volk seine oberste
„Gewalt, und die ihm natürlich zukommen-
„den Majestätsrechte, zu Erhaltung der
„Ruhe, und Beförderung der gemeinschaft-
„lichen Glückseligkeit, gleichsam in einem
„Brennpunkt vereiniget hat. Gleich weit
„entfernt von Irreligiosität und heiligen
„Grimassen, von Aberglauben und Leicht-
„sinn, greift er Vorurtheile, und jede Ver-
„zerrung der Natur an, wo er sie findet;
„er mag dabei gewinnen, oder verlieren.
„Wahrheit ist seine Puppe, und unge-
„heuchelte thätige Menschenliebe für alle sei-
„ne Mitbrüder unter der Sonne, der stärk-
„ste Ressort seiner Seele. Er liebt das We-
„sentliche in der Religion, und behauptet,
„daß man um der Schwachen willen auch
„das Zufällige — es sey beschaffen, wie
„es wolle, so lange es auf bloß unschäd-
„liche Thorheiten hinausläuft — dulden
„müsse. Er dient dem Vaterlande, ist Welt-
„bürger, und, wie er sich selbst ausdrückt:
„seinem Religiönchen nach Menschenfreund.
„Sein Wahlspruch ist:

Schreit wie ihr wollt, mein Herz setzt sich darwider;
Naturalist, Deist, Papist, und Protestant
Sind alle meine Brüder!
Und nur auf den seh' ich mit Abscheu nieder,
Der Menschenliebe nie empfand.

„Hier haben Sie nun, so viel ich geben „kann, ohne die Pflichten der Freundschaft „und Redlichkeit zu verletzen. Für die Wahrheit der Grundstriche dieser Skizze kann ich „Ihnen Bürge seyn.„

Wir haben also unsern Lesern so viel mitgetheilt, als wir empfangen haben, und zwar gerade diejenigen Data, die uns bei näherer Beurtheilung dieser Schrift, die sichersten Wegweiser scheinen. Mehr muß man von uns nicht verlangen. Das Handwerk litterarischer Ausspäher ist in unsern Augen für einen Mann von Ehre eben so erniedrigend, und schändend, als das Handwerk der politischen *Mouchards*. (13) Wir abstra-

(13) Das Original der löblichen *Mouchards*, oder politischen Schnaphäne existirt schon lange in Paris. Es scheint, als wollte eine Nachahmung davon auch auf deutschem Grund und Boden ihr Glück machen. Seitdem die Reformationsfehden sich geäußert, finden sich gewisse Wesen, für die man noch keinen eigentlichen Namen

strahiren also ganz von der Person des Schriftstellers, und halten uns an den Geist und Buchstaben des Werks.

(b) Urtheile über die Berliner Briefe.

Die Urtheile, die über dieses Buch gleich anfangs gefällt wurden, und noch immer gefällt werden, sind, wie gewöhnlich nach der Einsicht und Empfindung der Leser, sehr mannigfaltig. Einige haben dieser Schrift einen Applausum aus Gründen geschenkt, die der Autor selbst, wie wir nicht zweifeln, würde feierlichst verbeten haben. Es war nicht jene heitere Gemüthsstimmung der Leser, die dazu erfordert wird, wenn man sich des Eigenen in des Verfassers Plan und Denkart bemächtigen, seine Absicht nicht verkennen, und ohne rechts und links auszubeugen, nur auf der geraden, von ihm selbst bezeichneten Bahn, mit ihm zusammentreffen will: es war mehr ungestüme Neugierde, vielleicht auch ein gewisses Wohlbe-

Namen hat, unter allerlei Gestalt in Gesellschaften, und auf öffentlichen Plätzen ein: sogleich sie der Wiener wittert, fällt seine gewöhnliche Offenherzigkeit weg; er spricht nicht so laut, und flüstert nur, selbst die gleichgültigsten Dinge, seinem Nachbar ins Ohr: und doch haben wir bis jetzt keine Bastille; keine *Lettres de cachet*; keine vom Ministerio pensionirte *Mouchards*. – Anm. d. Herausg.

hagen an einzelnen Gedanken, Stellen, und Wendungen, denen man oft einen Sinn beilegte, an den der Verf. gewiß nicht dachte, von dem er gerade das Gegentheil sagen muste, um nicht Unsinn zu sagen. Mit weit mehr Penetration und Rücksicht auf das Wesentliche der Sache scheint uns jene Klasse zu urtheilen, die in den Berliner Briefen das, was der Weltbürger sagt, von dem, was der Patriot an der Sprée auf die ihm vorgelegten gehäßigen Parallelen nach seinem Gefühle sagen konnte, und muste, überall zu unterscheiden pflegt. „Man fühle es erst, sagen diese „Kenner, wo der Autor für sich spricht, und wo „er den österreichischen Adel, den Klerus, das „Volk über einen, wie er pag. 56 mit dürren Worten sagt: von frühzeitigen Lobrednern und Tadlern fast im gleichen Grade gemißhandelten „Plan, ihre eigene leidenschaftliche Sprache, die „Sprache der alten Vorurtheile, und der gegenwärtigen Empfindung sprechen läst. Man unterscheide die aus der Natur des Menschen, so wie „ihn mit allen seinen Leidenschaften und vorgefaßten Meinungen der philosophische Beobachter „im Auge hat, abstrahirten Grundsätze und Erfahrungen, von den bloß zufälligen Schlußreden *ad hominem*, die nur auf gewisse Einfälle „des Gegners ihre Beziehung haben: man unterscheide endlich Vehikel und Sache, Ernst und „scherzhafte Laune, womit hie und da der dürre „Stof zu Unterhaltung der Leser gewürzt ist: so „wird man sich in den Plan des Verfassers, so

„sehr

„so sehr er auch unter epistolarischen Kleinigkeiten, „und epigrammatischen Einfällen versteckt zu seyn „scheint, sehr wohl hineindenken können — und „dieser kann kein anderer seyn, als der Plan des „Menschenfreundes, der die Quellen der Irrthü„mer, und einer eingebildeten Glückseligkeit, wo„mit man die arme Menschheit in Schriften und „Handlungen unaufhörlich täuscht, von ihr weg „zu leiten, und dagegen jene der Wahrheit, Weis„heit, und des Gedeihens ihr nach gerade zu er„öfnen sich bestrebt.„

Daß die Anzahl solcher Kenner, die mehr auf den Kern der Schrift, als ihre Hülle sehen, unter uns nicht übernatürlich groß sey, auch vor der Hand nicht groß seyn könne, ist leicht zu erachten: denn sonst müsten Aufklärung und Geschmack in unsern Staaten schon jetzt durchgängig das seyn, was sie, wegen Kürze der Zeit, in welcher sie unter Josephs Schutz einen kühnern Flug genommen, und wegen der noch nicht überall aufgeräumten Hindernisse des Buchhandels, der zum Theil coupirten Zugänge der auswärtigen Litteratur, unmöglich seyn können, vielleicht noch lange nicht seyn werden — Dafür sind wir aber mit superficiellen Geistern jeder Art, die eine gewisse uns allein eigene Druck- und Preßfreiheit erzeugt, über die Maßen gesegnet! Nur diese sind es eigentlich — nicht die klugen Männer im Lande — die sich durch die Berliner Briefe am stärksten beleidiget fanden. Ihr Schmerz ist gewissermaßen

 gerecht:

gerecht: denn der beißende Berliner läßt sie wie Robelai's Teufelchen auf den Kohl hageln; gewiß eine zu komische Rolle für Leute, die als Grundpfeiler des Reformationsgebäudes, und als Lichter der ersten Größe bei dem gegenwärtigen Aufklärungsgeschäft, angesehen seyn wollen. Man muß sich also nicht wundern, wenn dieses Geschlecht — das übrigens nur ein paar dummen Mönchen zum Popanz, und dem hellsehenden Theil der Nation zum Sobriquet geworden ist — in seinem Unmuthe den Acheron aufgeboten, und uns bei dieser Gelegenheit wahre Meisterstücke in der schwarzen Kunst der Verläumdung geliefert hat.

Das Erste, wodurch sie diese Briefe dem kurzsichtigen Haufen verdächtig zu machen glaubten, war das Vorgeben: daß sie von Berlin datirt wären. Der bloße Name Berlin sollte jetzt, ihrer Meinung nach, auf alle treugesinnte österreichische Unterthanen eben die Wirkung thun, die ehmals, da man noch den Türken für den Erbfeind der werthen Christenheit hielt, Constantinopel auf die Herzen der Gläubigen gethan hatte. Sie haben aber dabei vergessen, daß es einem Schriftsteller erlaubt sey, an der Spree oder auf dem Caucasus; am Amazonenfluß oder auf dem St. Gothard: an der Nerva oder auf dem *Pico di Teneriffa*, der Wahrheit unbeschadet, seinen Standort zu wählen. (14) Es hat aber wieder andere

(14) Im 59 B. der A. d. B. wird ausdrücklich gesagt:

andere gegeben, die als Gegenfüßler der ersteren, gerade das Gegentheil behaupteten, und die sogenannten Berliner Briefe für ein inländisches Produkt ausgeben wollten. Diese Art Aftergeburt von lavaterischen Physiognomisten suchte so gar —

es

gesagt: daß die sogenannten Berliner Briefe nicht in Berlin geschrieben sind, und man hat sie daselbst unter den Recensionen über die Wiener Schriften mit aufgeführt. Darauf kommt es aber nicht an. Manch gutes Produkt, auch manches schlechte, so nicht in Berlin, oder doch von keinem National-Berliner geschrieben, kommt doch aus Berlin: dies ist selbst der Fall. Herr Nicolai verlangt es nicht zu läugnen, mit $\frac{2}{3}$ der Recensionen in der berlin. Biblioth. Schämen darf sich Berlin dieser Briefe nicht. Die Recens. sagen, der Verf. habe mit gutem Succeß auf die Friedelschen Thorheiten geantwortet, glauben aber, daß dem Schwätzer zu viel Ehre widerfahren sey. Allein uns dünkt, daß Friedel der Schwätzer zu den Berliner Briefen gerade in der Art, wie Obereit der Schwärmer zu Zimmermanns Einsamkeiten, nämlich als zufälliger Anstoß beigetragen habe: ohne dem letztern würde Zimmermann, und ohne dem ersteren der Verf. der Berlin. Briefe manche Wahrheit *in petto* behalten haben, die für unsre Aufklärungsepoche Bedürfniß ist. A. d. H.

es ist über allen Begrif, aber wahr — *ex comparatione litterarum* die Physiognomie des Autors zu dechifriren. Sie schwor Stein und Bein, daß der Autor Fleisch von unserm Fleisch, und Bein von unsern Gebeinen sey. Er konnte freilich das seyn, und demungeachtet seine Briefe als Gegenstück der Friedelschen aus Berlin datirt haben; aber vor der Hand ist die Aussage unsers auf lauter dunkle Weissagungen gestimmten Oedipus, der Gut und Blut, Leib und Seele darüber verbürgt, und — mit einer Unverschämtheit, die in einem Lande, wo noch einige Polizei herrscht, nicht ihres Gleichen hat — mit Fingern auf den Mann, auf die Gasse, auf das Hauß, wo er wohnet, hingewiesen hat, als eine der impertinensten Unwahrheiten und Verläumdungen befunden worden.

Zweitens sollen die Briefe aus Berlin die bitterste Stachelschrift gegen Reformation und Aufklärung seyn, und die Abscheulichkeit, Meutereien und Empörungen im Lande zu erregen, zu ihrem vornehmsten Endzwecke haben. Diese an und für sich kolossalische Lüge hat mehr Köpfe als Cerberus: nur Schade, daß sie wegen der damit verbundenen Inconsequenzen äusserst schlecht ausgedacht ist, und nicht einmal als feine Verläumdung dem Verstande ihres Erfinders Ehre machen kann. Wie kann derjenige ein Feind der Reformation und der Aufklärung heißen, der gerade das rügt, was beiden noch im Wege steht;

der

der die politischen und philosophischen Gründe angegeben, warum bis jetzt weder Reformation, noch Aufklärung auf österreichischem Grund und Boden nicht tiefere Wurzeln geschlagen; nicht nach Josephs wohlthätigen Absichten gehörig gedeihen können. Wir mögen diese Briefe aufschlagen, wo wir wollen, so finden wir auch nicht eine Stelle, wo der Verf. Reformation und Aufklärung schlechterdings gemißbilliget hätte. Man lese doch die Verl. Briefe S. 91 und S. 248, aber mit erforderlicher Rücksicht auf den ganzen Zusammenhang, nach — und dann fordern wir jedermann auf, der nicht seinen gesunden Menschenverstand verläugnet, zu sagen, ob es ihm noch möglich sey, den Autor für einen Gegner der Reformation und Aufklärung zu halten? Nicht das *Quid*, sondern der *modus qui* in der Reformation schien ihm Berichtigung zu verdienen.

Aber Meuterei und Unruhen! Dies klingt etwas fürchterlich: nicht anders, als wäre der Verfasser darauf ausgegangen, *Damiens*, und *Ravaillacs* zu erwecken, und dem Fanatismus zu einem bürgerlichen Krieg aller wider alle das Zeichen zu geben. O! der armen, bedauernswürdigen Klagemütterchen! — Sie schreien Feuer! bei der geringsten Röthe am Himmel, und doch ist es nichts mehr, als ein von Herrn Hofastronom Hell lang vorhergesehener Nordschein. Die Sorgfalt ist ihnen zu verzeihen: Stroh ist eine entzündbare Materie — Aber für

Schrift-

Schriftsteller, die uns einen hohen Begrif von ihrer Aufklärung geben wollen, ist es wirklich demüthigend, wenn sie sich so sehr vergessen, und ein Buch als ein bequemes Vehikel ansehen können, den Geist des Aufruhres in Bewegung zu setzen, das unter den Augen der Regierung fünfmal nachgedruckt, und in allen K. K. Erbstaaten mit allergnädigster Freiheit verkauft worden ist. In Wahrheit, wir müsten unsrer Polizei schlechten Dank dafür wissen, wenn es auch nur *connivendo* die Werkzeuge der Empörungen im Lande verbreiten, den Saamen der Meutereien und Unruhen unter uns ausstreuen ließe. Wer weis also, ob nicht diese unseligen Berliner Briefe auf das Widerstreben des Adels gegen die 40 *pro Cent*; auf die Weigerung der Ungarn gegen die Conscription einen Einfluß gehabt; wer weis, ob nicht irgend ein Exjesuit, der in der *Propaganda* sein Sprachstudium erlernt, (15) sie den Walla-

(15) Die leidige *Propaganda!* Sie soll, wie man sagt, jetzt mehr als jemals ihre Apostel aussenden, nicht etwa zu Bekehrung der Schwarzen in Africa, sondern zu Verführung der Weißen in Europa. Selbst Holland, Schweden, Dänemark, Preußen und Rußland sollen nicht ganz frey davon seyn. Es wäre eben keine übernatürliche, aber doch höchst drollichte Erscheinung auf unsrer Halbkugel, wenn ein Theil der katholischen Staaten

Wallachischen Ungeheuern Hora und Klotschka in ihre Muttersprache übersetzt, und dadurch das Feuer des Aufruhres — dessen Unterhaltung man ohne dies einem fremden Einfluß Schuld geben wollen — noch mehr angeschürrt hat. Hinc illæ Lachrymæ!

Drittens war man unverschämt genug, diese Briefe in die Reihe der Pasquille zu setzen, und die hie und da bei Zurückweisung der muthwilligen Friedelschen Ausfälle angebrachte Laune für offenbare Volksbeleidigung, den Ton der Wahrheit für Persiflage, ja selbst für Beleidigung der Allerhöchsten Person des Landesherren auszuschreien. Durch derlei listige Wendungen glaubt mancher seichte, unwürdige Schrifterling seine Sache sogleich zur Volkssache, und die Züchtigung, die ihm mit allem Rechte widerfährt, zum Laster der beleidigten Majestät machen zu können. Aber die Welt denkt klüger —

Volks-

ten par politique protestantisch, und ein Theil der Protestantischen par contre — politique katholisch werden sollte. Dies würde ehmals ein Nothfall bei den Holländern gewesen seyn, wenn die österreichisch-spanische Linie z. B. Philipp II. lutherisch geworden wäre, um den politischen *Contrepied* zu nehmen, blieb ihnen nichts übrig, als unter dem Schutz der Hierarchie Petri Schlüssel und Schwerdt zu ergreifen. Anm. d. Herausg.

Volksbeleidigung in den Berliner Briefen! Wo denken die Herren hin? Wie wenig kennen sie noch die Gemüthsstimmung der Nation! Ja gewiß, wie dort *Scipio* auf alle Vorwürfe der Verläumdung nichts weiter sagte, als: Dies ist der Tag, da ich Karthago zerstört habe, laßt uns nach dem Kapitol gehen, und den unsterblichen Göttern danken. Eben so — *si licet magnis componere parva* — dürfte der mehr gedachte Autor, stolz auf das Bewußtseyn seiner Absichten, ohne allen andern sichern Geleite, als mit seinen Briefen in der Hand mitten unter das Volk treten, und ihm sagen: „suchet da das Buch, worin ich „Theresiens Andenken gegen die Anfälle der Lästerzungen vertheidiget; den Eifer der alten Kriegsheere, die ihr unter den mißlichsten Umständen „Kron und Zepter erhielten, gerühmt; Daun, „den Erretter des Vaterlandes gepriesen, und die „Wege eures Glücks, die euch Joseph durch Toleranz und Aufklärung vorzeichnet, als Wahrheitsfreund freimüthig, und ohne Menschenfurcht „geprüft habe — Kommet! lasset uns bei Theresiens Grabe der Gottheit danken, daß sie euch „den unübersehbaren Verlust der großen Landesmutter, durch ihren nicht weniger großen Sohn „und Nachfolger Joseph II. ersetzt hat.„ Es müßte uns alles trügen, oder der Verfasser würde bei allen vernünftigen Patrioten, die für diese Gegenstände ein decidirtes Gefühl haben, noch Dank erndten. Die beleidigten Skribler würden freilich das Kreuzige! über ihn ausrufen, und

sagen:

sagen: wo ihr diesen loslasset: *non eris amicus Caesaris!* Denn nach der Beschuldigung dieser Schwachköpfe hat er sich der Beleidigung der Allerhöchsten Person des Kaisers schuldig gemacht — Wir schaudern schon vor dem bloßen Ausdrucke eines Gedankens zurücke, den gewiß nur ein Nichtswürdiger denken kann. Ja, wir sind überzeugt, — man mag auch noch so große Augen über dieses freie Geständniß machen — ja, wir sind es: Der Verfasser der Berliner Briefe, er sey, wer er wolle, Berliner, oder nicht Berliner, hat dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, und der Wahrheit, was der Wahrheit ist — Freilich hat er Josephs Wiege, und Gängelwagen nicht enthusiastisch bewundert, allein er würde das bei Friedrichs und Alexanders Steckenpferd eben so wenig gethan haben. Kinder, nach seinem Ausdrucke, sind Kinder in, oder außer dem Purpur, und die Natur thut für Fürsten, bei ihrer Erzeugung, Erhaltung, und Auflösung, nichts mehr, als für das niedrigste ihrer Geschöpfe. Nur ihre Erziehung könnte, und sollte ihnen Vorzüge vor andern Sterblichen geben, aber aus sehr bekannten Ursachen haben sie insgemein auch diese nicht. Uebrigens ist es uns sehr wahrscheinlich, daß sich der Verf. bei Josephs Kinderjahren gar nicht würde aufgehalten haben, wenn es nicht geschehen wäre, gewisse schiefe Urtheile seines Gegners zu berichtigen, und uns im Vorbeigehen ein paar — freilich nicht neue — aber doch nützliche

und der Wiederholung werthe Anmerkungen über die gewöhnliche Erziehung der Prinzen zu geben. Dagegen zeichnet er jene schöne Periode, wo sich Joseph — nach den eigenen Worten des Verfassers — als der Gröste unter den Habsburgern zeigt, wo er das Wohl seiner Länder erhöht, die Quellen des Staats veredelt, und als unverkennbares Werkzeug in der Hand der Vorsehung wirkt: jene Periode, wo Joseph von jedem Kosmopoliten aufrichtig verehrt, und von Europa bewundert wird, zeichnet er mit den lebhaftesten Zügen der Ehrfurcht aus. Wir glauben nicht erst nöthig zu haben, unsern Satz durch alle die Stellen, die sich unmittelbar oder mittelbar hierauf beziehen, geltend zu machen: Lesern, die die Berliner Briefe ohne Vorurtheil gelesen, sind sie zur Genüge bekannt; und für bloße Nachbeter eines fremden Urtheils, für Wort und Sinnverdreher, kurz, für sophistische Buben schreiben wir nicht. Auch wollen wir die Absurdität, oder Kalumnie — wie soll man das nennen? — nicht weitläufiger rügen, daß einige Afterwitzlinge durch eigenmächtige, willkührliche Auslegung die deutlichsten, und schuldlosesten Stellen verdreht, ja diejenigen, wo des Kaisers Person und Maasregeln, wie sie es verdienen, mit dürren Worten gelobt werden, demungeachtet in bloße Ironie und Satyre haben verwandeln wollen. Wir sehen daraus deutlich, daß sich diese in der deutschen Litteratur erst etwas sich öfnende Köpfe schon zu Schriftstellern aufwerfen, ehe sie noch einen

deutsch

deutsch geschriebenen Brief *cum grano salis* zu lesen im Stande sind. Die guten Leutchen — man nennt sie bei uns Gelehrte — suchten Ironie, wo keine war, und fanden sie nicht, wo sie war, und vermöge des Zusammenhanges des Ganzen seyn muste. *O tribus Anticyris!* — —

Endlich hat sich sogar ein dienstfertiger Anekdotenkrämer gefunden, der das Publikum mit einer extra feinen Nachricht belustigen wollte. Herr v. Schirrach mus sie entweder sehr schön, oder dem Bedürfniß der Lesewelt sehr angemessen gefunden haben, weil er sie, wie schon oben erwähnt worden, seiner politischen Zeitschrift einverleibet hat. Sie lautet wörtlich, wie folget:

„Die Briefe aus Berlin, die Ihnen ohne „Zweifel schon bekannt sind, werden gegenwärtig „hier sehr stark gelesen, sogar sind dieselben hier „bei zwei Verlegern nachgedruckt worden. (16)

(16) Dies muß erst der Anfang des Nachdrucks gewesen seyn. Denn wahrscheinlich eilte Herr von Schirrachs Korrespondent, ihm so ein Phänomen brühwarm zu berichten. Jetzt zählen wir der Nachdrücke Fünfe: immer eine ächtere, verbessertere, rechtmäßigere Auflage als die andere. Die fünfte bei Herrn Wucherer in Wien zeichnet sich als eine vermehrte vor allen andern aus. Woher haben denn die verehrungswürdigsten Herren Nachdrucker

„Die Censur nahm anfangs einigen Anstand sie „zu erlauben, und fragte deshalb bei dem Kai„ser an. Der Kaiser sagte: Der Herr Autor hat „mich recht strenge angepackt; aber ich bin „in guter Gesellschaft, man soll das Werk „nur ohne aller Einschränkung erlauben.„ „Man hält hier allgemein Hr. C** in Berlin für „den Verfasser derselben, und gesteht, daß seine „Briefe nicht ganz übel geschrieben sind; aber daß „er unpartheyisch sey, daß er nicht vielmehr als „ein Gallsüchtiger, und als ein Sophiste schreibe— „das will ihm hier niemand glauben, und ohne Zwei„fel wird das unbefangene deutsche Publikum eben „so denken. Nationalhaß, und Eifersucht, die „der Verf. uns so bitter vorwirft, so natürlich die„se Empfindungen auch wirklich sind — — und— „— Grossprecherey leuchten allenthalben zu sicht„bar bey ihm hervor. Natürlich rühmt man nun „die seel. Kaiserin und ihren Daun, denn man „merkt, daß von dem gegenwärtigen Kaiser und „seinem Lascy nichts mehr gewonnen werden wird.„ (Polit. Journ. 1784. 7. St.)

Daß der Kaiser den Nachdruck der Berliner Briefe erlaubet habe, ist noch lange nicht so gewiß,

drucker die Aechtheit, die Rechtmäßigkeit, die Verbesserungen und Vermehrungen her, da sie nicht einmal wissen, wo der Autor existirt? Anm. d. Herausg.

wiß, als daß den Buchhändlern, auf ihre Anfrage, der Absatz in K. K. Erbstaaten zugestanden worden ist: es mag aber eines von beiden, oder beides statt gefunden haben, so glauben wir doch jene sonderbaren Zusätze der von dem Schirrachischen Korrespondenten angegebenen Anekdote mit Recht bezweifeln zu dürfen. Aus dem Umständlichen, das sich in der Antwort des Kaisers findet, sollte man fast schließen, als ob der Monarch die Berliner Briefe gelesen hätte; wir sind von dem Gegentheile so sehr überzeugt, als wir beinahe moralisch gewiß sind, daß der König von Preußen weder die Berliner, noch Johann Friedels Briefe gesehen haben mag. Friedrich liest, wie bekannt, keine deutsche Schriften. (17) Man kennt

(17) Und das aus einem vielleicht verzeihlichen Vorurtheile. Zu der Zeit, als der jetzige König von Pr. noch Kronprinz war, und selbst noch in der erstern Periode nach seiner Thronbesteigung, war, — was man auch sagen mag — die deutsche Litteratur so beschaffen, daß sie für seinen Geschmack nichts anziehendes, für seinen viel umfassenden Geist nichts sättigendes haben konnte; dagegen hatte die französische Litteratur seit dem Jahrhundert Ludwig XIV. durch ihre *beaux esprits* schon einen großen Vorsprung gewonnen. Der Kronprinz nährte seinen Geist mit französischer Lektüre; seine Mentors waren gröstentheils Franzosen,

kennt seine Gedanken über die deutsche Litteratur. —

Von Joseph weis man, daß er die Landessprache vorzüglich schätzt; aber ist es wohl bei der Menge und Wichtigkeit der Staatsangelegenheiten, welchen sich dieser laboriöse Regent oft mit Ausschließung seiner geheimen Secretairs selbst unter-

sen, und man kann sagen, daß die Sprache dieses Volks gewissermaßen für ihn Muttersprache geworden. Als König ward er in dieser seiner Neigung zur französischen Litteratur theils durch eigenes in dieser Sprache fortgesetztes Studium, theils durch den Umgang mit Voltairen, *Maupertuis*, *d'Argens*, und andern schönen Geistern, wie auch vermittelst des Briefwechsels, den er in der Folge mit *d'Alembert*, und fast allen großen Männern Frankreichs unterhielt, durch eine lange Reihe von Jahren immer mehr und mehr befestiget. Während der Zeit nahm Deutschlands Litteratur eine weit bessere und von der ehmaligen ganz verschiedene Gestalt an: sie konnte mit jener wetteifern und glänzte in jedem Fache der Gelehrsamkeit durch Schriftsteller erster Größe; aber vielfältige ermüdende Kriege, überhäufte Staatsgeschäfte erlaubten dem Monarchen nicht mehr, mit der letztern so wie mit der ersteren gleichen Schritt zu halten. Daher *ignoti nulla cupido*. Anm. d. Herausg.

unterzieht, zu vermuthen, daß er zur Lesung der in dieser, oder jener Sprache geschriebenen Werke noch hinreichende Zeit gewinnen könne? Und, kann wohl Fürsten, deren Regierungsgeschäfte sich in die ganze Laufbahn ihres Lebens theilen, denen es oft an Muße gebricht, die Bittschriften ihrer Unterthanen zu lesen, zugemuthet werden, daß sie sich noch obendrein mit dem unendlichen Wust von Zeitschriften befassen sollen? Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß ihnen aus der genauern Kenntniß derselben mancherlei, gewiß nicht unbedeutende Vortheile zuwachsen würden. Man erlaube uns also hier mit ein paar Worten einer nützlichen, ja nothwendigen, und wie uns scheint, allen Landesherren unentbehrlichen Anstalt zu gedenken, wodurch sie, ohne Verlust ihrer zu edlen Zeit, und ohne selbst die Mühe des Lesens zu übernehmen, demungeachtet von allem benachrichtiget werden können.

Wir würden also zu Erreichung dieses nützlichen Endzwecks ein eigenes geheimes Departement in Vorschlag bringen, das aus einer gewissen Anzahl litterarischer Räthe oder Referendairs — wie man sie nennen wollte — bestehen, und deren einziges Geschäft seyn müste, mit Aufmerksamkeit und unermüdeten Eifer alles zu lesen, was nur immer an Schriften, bis auf die unbedeutendsten fliegenden Blätter (18) in und außer dem

(18) Man schätzt vielleicht die fliegenden Blätter in

dem Vaterlande die Preße verläst. Von diesen Räthen liegt nun einem jeden insbesondere ob, aus dem ihm angewiesenen Fache, bei Verlust der Ehre und des Posten, dem Regenten in den Stunden seiner Erholung, oder so oft er es für gut findet, gewissenhafte, summarische Nachrichten zu geben, ohne aller Rücksicht, ob sie dem Ohre des Fürsten angenehme, oder unangenehme Dinge enthalten; unstreitig sind die aus einer solchen Einrichtung — welche durch die jetzt gewöhnlichen Lecteurs nie vollkommen erreicht werden kann — für Volksbeherrscher entspringende Vortheile mannigfaltig und groß: sie würden nicht allein mit den stets wachsenden Künsten und Wissenschaften genau Schritt halten, und ihren jedesmaligen Zustand, ihre Ab- oder Zunahme sowohl im Lande, als in auswärtigen Staaten erfahren; sondern auch so manche vortheilhafte, einer weitern Vervollkommung fähige Erfindungen, und Einrichtungen der Ausländer, so manche wichtige Vorschläge und Winke patriotischer Köpfe, die nur

in unsern Zeiten zu geringe. Der große Leibnitz schätzte sie hoch. Er nannte sie die Zugvögel, und pflegte zu sagen: man müsse ihre Zeit wahrnehmen, weil sie vor, und nach derselben nicht mehr zu haben sind. Zwei Drittheile davon sind freilich unbedeutend: aber oft entschädiget uns ein einziges Blatt, und wiegt den Werth von Folianten auf. An. d. H.

nur unter dem Schutz der in= oder ausländischen Preßfreiheit ihre Gedanken an Tag zu legen, wagen, in der Zeit gehörig benutzen können. Sie würden dadurch in Stand gesetzt werden, den Geist der Nationen überhaupt, und der ihrigen insbesondre näher kennen zu lernen; sie würden die Stimme des Publikums hören, und in derselben oft das Prognosticon von dem über ihre Handlungen dereinst erfolgenden Ausspruch der Nachwelt entdecken; sie würden von der Richtigkeit oder Falschheit ihrer Entwürfe weit zuverläßiger überzeugt, vor den Kabalen ihrer Günstlinge, und so manchen ihrer wahren Größe nachtheiligen Täuschungen geschützt; mit einem Worte, sie würden nicht immer, wie es insgemein geschicht, die Letzten in ihrem Staate seyn, die das Unglück erfahren, wovon nicht selten das Haus schon voll ist, noch ehe es der Hausherr, den seine Schmeichler in ewigen Schlummer wiegen, nur im geringsten wittert. So lange die Fürsten nicht selbst lesen, oder vielmehr, bei dem großen Umfange von Gegenständen, vermittelst vorgemeldeter, oder einer ähnlichen Anstalt sich in Stand setzen, die gedachten großen Endzwecke zu erreichen, so lange werden sie auch das ausländische, und einheimische Publikum nur einseitig kennen lernen, und Trotz allen ihren Erscheinungen *Incognito* in= und außer Landes, auf die man schon im voraus präparirt ist, Trotz ihren kostspieligen Selbstreisen — in den ihnen unentbehrlichsten Kenntnissen zur Beglückung ihrer Völker nur sehr mäßige Eroberun-

gen machen. Wir können uns hier auf eine weitläuftigere Ausführung dieses Gegenstandes, so sehr er es auch verdient, nicht einlassen, und kommen also nach dieser kleinen Einschaltung wieder auf die Antwort zurücke, die des Kaisers Majestät auf oberwähnte Anfrage wegen der Berliner Briefe allergnädigst ertheilt haben soll.

Sie klingt uns schon darum sehr unwahrscheinlich, weil es darin heist: der Kaiser sei in guter Gesellschaft. Das ist dunkle Orakel-sprache! — Was für einen Begrif soll man mit diesem Ausdruck verbinden? Allerdings ist der Kaiser in diesen Briefen in der besten Gesellschaft — in Gesellschaft seiner unvergeßlichen Mutter und des eben so unvergeßlichen Dauns; in Gesellschaft unsers mit Ruhm gekrönten Staatsnestors Kaunitz, und des um die Einrichtung des Kriegswesens wohl verdienten Lascy. Ja alle das abgerechnet, er ist in Gesellschaft seiner eigenen in diesen Briefen an mehr, als einem Orte ausgezeichneten großen Tugenden, seiner Menschenliebe, seines unermüdeten Eifers für das Wohl der Menschheit und den Ruhm der Nation, und gewiß das *Nil conscire sibi, nullâ pallescere culpa* ist für den Monarchen nicht weniger als für den Privatmann, eine Mauer von Erz. —

Setzen wir aber voraus, daß diese angebliche Antwort des Kaisers wirklich statt gefunden; so kann sie, unserer Einsicht nach, durch nichts, als einen groben Misverstand der Berliner Briefe,

se, und daraus erfolgte widrige Berichterstattung veranlaßt worden seyn. In solchem Falle bleibt dem Autor die Appellation an das Publikum, oder selbst *à Cæsare male informato ad Cæsarem melius informandum*, noch immer frei. Er kann die Kunstrichter und Kläger auffordern, diejenigen Stellen seines Buches nahmhaft zu machen, wo es der klare Buchstabe beweiset, daß die schuldige tiefste Ehrfurcht gegen des Kaisers Majestät bei Seite gesetzt, und Höchstdieselben — wie es in dieser Afternachricht heißt — strenge angepackt worden sind. Im zweifelhaften, und zweideutigen Fällen ist jeder Autor von Gott und Rechtswegen der natürlichste Ausleger seiner Worte, und weder dem Leser, noch dem Censor kommt es zu, sich des höhern Gerichts des Herzenskundigen über ihn anmaßen zu wollen. Nach der uns von dem Verfasser bekannt gewordenen Denkungsart, Absichten, und Grundsätzen, trauen wir ihm zu, daß er, weit entfernt, die Nation, oder ihr höchstes Oberhaupt zu beleidigen, vielmehr jede Zeile, jedes Wort, jede Sylbe, jeden Punkt seiner Briefe, worin man ihm mit Grunde eine direkte oder indirekte Anstößigkeit oder Beleidigung zeigen könnte, zurück nehmen, widerrufen, und für Zeit und Ewigkeit vernichten würde.

Um nun mit wenig Worten alles zu sagen: so ist schon aus dem durch die Regierung selbst begünstigten öffentlichen Absatz der Berliner Briefe zur Genüge erwiesen, daß sie nichts wider Reli-

gion,

gion, Sitten, und Staat enthalten, sonst würden sie schlechterdings in keinem Falle, zu Folge eines Allerhöchsten Landesgesetzes tolerirt, oder admittirt werden können. Sie haben Aufsehen gemacht, nicht weil uns die darin enthaltene Gegenstände, sondern die Art und Weise ihrer Behandlung neu gewesen ist; weil sie Theresiens Lob gegen die Unbesonnenheit gewisser neumodischen Patrioten — weil sie über Aufklärung, Toleranz und Reformation einige aus den lautersten Quellen der Menschenkenntniß und Philosophie hergeholte Wahrheiten enthielten. Dem allen ungeachtet würden diese Briefe, wenigstens bei dem großen Haufen der Leser, dem nur das Neue behagt, der gute und schlechte Schriften oft ohne Wahl, und aus einerlei Absicht, nämlich: um die liebe Zeit zu tödten, ließt, lange vergessen seyn, wenn nicht unbescheidene Gegner, indem sie durch ihren einfältigen Widerspruch und calumniöses Geschrei ihnen den Herzensstoß zu geben glaubten, eben dadurch eine neue Auflage nach der andern, das heist, gerade das Gegentheil von dem, was sie intendirten, und wünschten, zu Wege gebracht hätten.

III.

III.

Nachtrab der Berliner Briefe.

(a) Einheimisches Nationalgut.

Wir würden gegen das Publikum unverantwortlich handeln, wenn wir es durch eine weitläuftige Kritik über die Broschüren, die die Berliner Briefe nach sich zogen, ermüden wollten. Ein paar Stücke, die wegen ihrer Mäßigung und Bescheidenheit eine Ausnahme verdienen, abgerechnet, ist alles übrige Schriftstellertroß — *prætereaque nihil.* Zum Glücke fielen alle diese Stücke gleich bei ihrer ersten Vorstellung, sonst würden wir vielleicht mit noch mehreren von der Art heimgesucht worden seyn. So ungeläutert auch der Geschmack unsrer Lesewelt noch im Ganzen seyn dürfte, so zeichnete er sich doch bei dieser Gelegenheit sehr vortheilhaft aus, indem sie ein paar Schriftchen, deren ganze Oekonomie und Einrichtung deutlich bewies, daß es blos armselige Parodien der Berliner Briefe seyn sollten, keiner weitern Aufmerksamkeit gewürdiget hat. Um aber alles auf einmal zu sagen: so bestehet das Charakteristische der anzuzeigenden Blätter in pöbelhaftem Schimpfen, wäßerichter Ironie, in einem von der Oberfläche abgeschöpften, schlecht zusammenhängenden Räsonnement, und in einer hol-

holprichten, undeutschen Schreibart, ohne Witz und Laune. Des Zusammenhanges willen können wir freilich nicht umhin, sie in der uns vorgesetzten chronologischen Ordnung anzuzeigen, wäre es auch nur, um durch ihre Veranlassung nebenbei ein paar nützliche Anmerkungen unsern Lesern mittheilen zu können.

Der erste, der unter den rüstigen Widerlegern der sogenannten Berliner Briefe in der Einfalt seines Herzens den Gänsekiel zu Vertheidigung des Vaterlandes ergrif, war der Verfasser der Zehn Briefe aus Oesterreich (gedruckt an der schlesischen Gränze 1784.) Ihm folgte auf dem Fuße mit seinem Päckchen der Verfasser der Beilage zu den Briefen aus Berlin unter der verstellten Firma Wien und Berlin 1784. Beide machten Jagd auf ein Phantom, nämlich auf irgend ein Mitglied der reducirten Lojolitischen Leibgarde, welches ursprünglich die satanischen Briefe aus Berlin erzeugt haben soll, nur mit dem kleinem Unterschiede: daß der erste seinen exjesuitischen Helden auswärts, und, wie es scheint, unter den Vätern des K. preuß. Schulinstituts in Schlesien aufsuchte, während der andere das Ungeheuer innerhalb der Wiener Linie, und zwar ohnweit dem *Belvedere* leibhaftig entdeckt zu haben glaubte. In der Art aber ihren Gegenstand zu behandeln, gehen beide weniger von einander ab, und scheinen beinahe Zwillingsbrüder zu seyn. Eben dieselben Schulfloskeln, deren sich der eine zu

Aus-

Ausschmückung seiner Schrift bedient, zieren auch die Schreibart des andern, und verrathen sehr deutlich die Quellen des Unterrichts, den beide genossen haben. Nur würde es schwer zu entscheiden seyn, welchem von beiden in der Kunst zu schimpfen, und zur *chronique scandaleuse* Beiträge zu liefern, der Vorzug gebühre. Indessen lachte ganz Oesterreich über die *farce*, es lachte, und — verabscheute sie: denn, war es auch zum Theile eine kurzweilige Scene, zwei Zeloten der ersten Klasse zu sehen, wie sie, nicht anders, als käme es hier auf einen Thierkampf an, gleichsam mit Feuer und Schwerdt darauf ausgiengen, in dem verkannten Verfasser der Berliner Briefe ein Schattenbild zu verfolgen: so mißfiel doch mit Rechte dem gesundern Theile der Nation der sträfliche Muthwillen, mit welchem man eine ganze Gesellschaft schuldloser Menschen, als Staatsverbrecher verdächtig zu machen, selbst den Arm der Regierung wider sie ins Spiel zu ziehen, und ihnen das mäßige Stück Brod, das ihnen der Staat für so viele abgenommene Millionen noch aus Mitleid reicht, durch eine Beschuldigung, die bis auf das kleinste Jota offenbare Verläumdung war, zu entziehen gesucht hat. Hätte es bei dem Verfasser der Zehn Briefe, und noch mehr, bei dem Verf. der Beilage gestanden, so muste Joseph alle Exjesuiten in seinen Staaten, weil sie als Urheber, oder Theilnehmer an den Berliner Briefen, sich der Landesverrätherei, des Lasters der beleidigten Majestät, der Meuterei und

des Aufruhrs schuldig gemacht haben, mit Stumpf und Stiel ausrotten, oder, damit nicht etwa die Rotte Dathan und Abiram zu gefährlichen Rettungsmitteln greifen möge, eine zweite Bartholomäus = Nacht über sie hereinbrechen lassen. Gewiß! wenn es möglich wäre, daß muthwillige Schriftsteller den Charakter ihrer Nation beschimpfen könnten, so würde er diesmal vor den Augen des Publikums durch solche Schriften beschimpft worden seyn, die nichts weniger, als das Gepräge der Aufklärung, oder die Merkmale einer von Mißbräuchen und Verfolgungsgeist gereinigten, vernünftigen, Liebe, und Toleranz predigenden Religion an ihrer Stirne trugen: und doch sind es eben diejenigen, die sich zu Reformations = und Sittenlehrern unter uns aufwerfen, Aberglauben und Vorurtheil des Volks zerstören, Päpste und Bischöffe, Prediger und Mönche durch ihre Kritiken belehren wollen ꝛc. ꝛc. die in einen so abentheuerlichen Paroxismus verfallen konnten, dessen nur aufbrausende, durch verworrene Vorstellungen berauschte Köpfe fähig zu seyn scheinen. Die Biedermänner übergiengen jetzt mit Verachtung das kindische Gewäsche, weil sie wohl einsahen, daß die Knaben die Berl. Br. mit vorgefaßter Meinung gelesen, wenig durchdacht, nicht verstanden, und aus Blumen, woraus die nutzbare Biene ihren Honig saugt, gleich den schädlichen Insekten Gift gezogen haben.

Für alle Folgen seines Buches kann ein Verf. freilich nicht stehen: aber ist es seine Schuld,

wenn es von Unmündigen mißverstanden, verdreht, und ganz wider den Sinn und die Absicht des Urhebers gemißbraucht wird? Von allen Gräueln der Fanatiker, von allem Uebermuthe und Betrügereien der Priester, von allen Schwärmereien und Unsinn der Sekten, war von jeher die Bibel eine der vornehmsten Quellen, und ist es noch bis auf den heutigen Tag — Sie ist unter den Händen der einen zu einem heiligen Buche; und unter den Händen der andern durch Dreherei und Verzerrungen zur Schandschrift geworden. Wollte man alle Schriften bloß darum unterdrücken, oder für schädlich erklären, weil sie durch einen Mißbrauch ein Dolch in der Hand des Thoren werden können, so müsten nicht nur in Wien, sondern in- und außerhalb Deutschland alle Pressen schweigen — Wenn daher gewisse Leser in Wien, wie der Verf. der Zehn Briefe zu verstehen giebt, sich aus den Berliner Briefen irrige Begriffe abstrahirt; diese Briefe — nach seinem Ausdrucke — mit einer Art Heißhunger verschlungen, und, wie dies der gewöhnliche Fall bei Heißhungrigen ist, sie alsdenn ganz unverdaut in den gelehrten Klubs, an den Toiletten, und in Visitenzimmern, wo sie lange Zeit der Stof der allgemeinen Unterredungen waren, wieder von sich gegeben haben, so hat sicher die Schuld nicht an den Berl. Briefen; sondern an den schwachen Verdauungskräften der Leser gelegen: ein Umstand, woraus wir uns vielleicht auch jene Convulsionen erklären müssen, die in den etwas unglücklich

organisirten Köpfen der Herren Gegner entstanden sind; aber eben diese Convulsionen, die man an ihnen bemerkte, kamen ihnen zu Gute, und sind, so viel wir einsehen, die wahre Ursache, daß sie weder von dem Verfasser der Berl. Br. noch sonst einem Manne von Einsicht widerlegt, sondern aufrichtig bemitleidet worden sind.

Aber woher, möchte man fragen, diese Zuckungen, die sich mit Straßenwitz, falschen Denunciationen, und persönlichen Beleidigungen endigten? Woher sonst, als daß heilige Wahrheit, gleich dem stärksten Exorcism, tief auf ihr *Dæmonium* gewirkt hat — Bei diesen Beschwörungen mochte irgend ein böser Dämon sich in ihrem Augapfel verirrt haben: mit einmal ward alles vor ihren Augen schwarz, und, weit entfernt den philosophischen Plan dieser Briefe, und ihren vornehmsten Endzweck wahrzunehmen, sahen sie nichts als eine Legion Exjesuiten vor sich. (19) Die-

(19) Bei dem ewigen Geschrei über Jesuiten und Exjesuiten fällt mir oft der *Jean fait tout* in den *Contes à rire* ein. Dieser gute *Jean* muste, weil man ihm einmal im Hause aufsäßig war, alles Unglück, das in der Menage, im Großen oder im Kleinen vorfiel, gethan haben. Als einst die Gnädige Frau in die Wochen kam, ward er äußerst bestürzt, und da man ihn um die Ursache fragte: gab er

Diese musten durchaus das satanische Werkzeug zu den Berl. Br. gewesen seyn. So sehr vergaßen sich die guten Leutchen, daß sie nicht einmahl einsahen, wie unter allen möglichen Vorwürfen, die man diesen Briefen machen konnte, der Vorwurf, daß sie ein exjesuitisches Produkt sind, mit den gröbsten Widersprüchen verbunden, und folglich der seichteste und unwahrscheinlichste von der Welt sey. Allein die Karrikatur von einem exjesuitischen Ideal war nun einmal entworfen; die kranke Imagination muste daher alles aufbieten, um das von ihr selbst gebildete Ungeheuer in *Rerum natura* zu finden — Der Verfasser der Beilage, dem, im Vorbeigehen gesagt, Mutter Natur etwas mehr Witz gegeben, aber auch naseweiser als den Verf. der Zehn Briefe geschaffen hat, scheint zwar bei gewissen Stellen der Berliner Briefe, die der Möncherei, dem Jesuitismus, dem Pfaffensystem eben nicht zu günstig sind, den Widerspruch gefühlt zu haben. *Cynthius* zog ihm beim Ohr, und ermahnte ihn: aber der schwarze Mann ohnweit dem *Belvedere* war ihm zu lebhaft im Auge, die Carrierre war angefangen, und er rannte mit verhängtem Zügel durch Berg und Thäler, um sie zu vollenden. Daher jene komi-

er treuherzig zur Antwort: gewiß wird es wieder heissen: Hanns hat es gethan! Wegen der Anwendung will ich dem Leser nicht vorgreifen. Anm. d. Herausg.

schen Lästerungen und Ausrufungen, die dem Leser bald die Galle erregen, bald das Zwergfell erschüttern müssen. Nichts ist plaisanter, als wenn er bei Gelegenheit, wo die Berl. Br. der Jesuiten schiefe Lehrmethoden, ihre biaisirenden Grundsätze, und andere Tücken rügen, und daraus folgern, daß sie ächte Werkzeuge der päpstlichen Kabale sind, ins Gedränge kommt. Hier war ein schwerer Passus für den Herrn Autor der Beilage. Denn jener mit seinen Zehn Briefen setzte sich blindlings darüber weg, ohne nur einmal die Schwierigkeit bemerkt zu haben: daß, wenn Exjesuiten so etwas gegen sich selbst schrieben, der Satan sein eigenes Reich zerstören würde — Dagegen zieht sich der Erstere so gut er kann aus dem Handel, indem er das Gleichniß von einem Feinde entlehnt, der, um das Gros der Truppen zu retten, die Bagage Preiß zu geben pflegt. Der Einfall war gut, aber zum Unglücke falsch — Dürfte man sich schmeicheln, daß Exjesuiten, Mönche, und Mönchsgenossen, überhaupt die in ihren Hildebrandischen Vorurtheilen grau gewordene Glieder der Hierarchie überall so viel Preiß geben wollten, als nach den Grundsätzen der Berliner Briefe von ihnen gefordert wird, um gute Bürger zu seyn; so würde dieß gewiß eine ganz erträgliche Art Menschen geben, mit der noch auszukommen wäre: sie würden weder für Oesterreich, noch für das übrige christliche Europa ferner kein Stein des Anstoßes seyn.

Wie dem nun seyn mag: so erhellet aus dem bisher Gesagten, daß der Autor der Berl. Br. wegen der in diesen Schriften ihm beigelegten unedeln Absichten, sich keinesweges zu rechtfertigen habe. Sie treffen ihn nicht diese abscheulichen Vorwürfe, können ihn in keiner Betrachtung treffen, da seine Gegner von Anfang bis zu Ende ganz und gar in *supposito* gefehlt haben.

Uebrigens wollen wir uns hier nicht weitläuftig mit der Entscheidung der Frage abgeben: ob die in mehrerwähnten Briefen gesagte Wahrheiten, deren keine von den Gegnern aprofondirt, keine widerlegt worden ist, wenn sie auch wirklich aus der Feder der Exjesuiten, und zwar solcher, die unter Josephs Schutz leben, weben und sind, geflossen wären, wirklich das Zettergeschrei verdienten, das selbst einige ihrer Mitbrüder, die sich jetzt der neuen Staatsmetamorphose zu gefallen, mit aller Gewalt zu Antijesuiten lügen wollen, darüber aufgeschlagen haben? So viel wir wissen, ist die Wohlthat der Preßfreiheit, zu Folge des allergnädigsten Willens des Monarchen, kein *Privilegium exclusivum* für diese oder jene Parthei: keine hat darüber von Joseph II. das Monopol erhalten; jedem Bürger seiner Staaten soll sie in gleichem Maaße angedeihen, jedem erlaubt seyn, selbst über die Maaßregeln der Regierung frei und ungehindert seine Gedanken an Tag zu legen. Die ersten Versuche dieser Freiheit zu denken und zu schreiben — wer will es läugnen? —

 trafen

trafen das Heiligste in den Augen des Volks. Das Oberhaupt der Kirche, ihre Diener, die mit den alten Religions- Kirchen- oder Katechismuslehren — wie man das nennen will, gilt gleich viel — innigst verwebte, und daraus abgeleitete Gottesdienstliche Gebräuche wurden das Stichblatt der unter uns aufkeimenden Schriftstellerei — Dagegen ist nichts einzuwenden; das Oberhaupt des Landes hat das Zeichen gegeben, die Wahrheit zu suchen! Aber alsdenn muß man es auch denjenigen nicht zum Verbrechen machen, die, wenn sie dieser Aufforderung folgen, freimüthig und ohne Heuchelei den Gesichtspunkt angeben, aus welchem sie die Wahrheit gesehen, oder doch nach der ihnen eigenen Gesichtslinie, zu sehen geglaubet haben: sonst verfällt man in einen verabscheuungswürdigen politischen Despotismus —

Wenn es nun jedermann, der die Luft unsrer Monarchie ein- und ausathmet, zugestanden werden muß, das, was an der Spree geschrieben ist, auch an den nicht weniger freien Ufern der Donau zu schreiben; wie vielmehr muß ein Mann, der in allem Betracht frei von jenen Fesseln ist, die unter uns Hof- Staats- und Priesterkabale, so sehr es auch gegen die allerhöchste Willensmeinung des Landesvaters ist, demungeachtet freien Bürgern im Stillen noch anzulegen wissen, befugt seyn, von einem Standort, der ihm eine offene Aussicht gewährt, jene Gegenstände zu beleuchten, die eine gewisse Klasse seiner

Zeitgenossen nur darum anstaunt, weil sie nicht auf den Grund siehet, weil sie unfähig ist, den Gehalt der Dinge zu prüfen, neue Vorurtheile an die Stelle der alten setzt, und nach wie vor auf das Verdienst des Heiligen aus dem ihn umgebenden Nimbus schließt.

Die Darstellung solcher Gegenstände in ihrem wahren Lichte; die Auseinandersetzung gewisser Begriffe, welche die Politik der Großen so mannigfaltig unter einander verwebt; die nähere Erwägung der Grundsätze einer zur Ehre der Menschheit, und zum Glück der Völker zu erhaltenden ächten Toleranz, und ächten Reformation, scheinen, so viel wir einsehen, die wesentlichen Endzwecke der Briefe über einige Paradoxa dieses Zeitalters zu seyn. Daß übrigens diese reichhaltigen Gegenstände zum Theile nur effleurirt, nur die ersten Grundstriche davon entworfen sind, wird der Verfasser selbst eingestehen müssen. Vielleicht sollten auch diese Briefe, seiner Absicht nach, bloß Skizze, blos Aufmunterung zu vollständigerer Bearbeitung der angezeigten Materien, für andere Gelehrte seyn. Man wird uns also nicht verargen, wenn wir künftig in unserm Werke die Gedanken des Berliner Autors etwas genauer prüfen, erläutern, und — wo wir aus Gründen mit ihm eins sind, bestätigen; wo wir aber aus gleichmäßigen Gründen von ihm abweichen müssen, so viel an uns liegt, berichtigen werden.

(b) Schlesische Waare.

Ferner schließen sich hier bei dieser Fehde zwei Preusisch-schlesische Landesprodukte an. Das eine unter dem Titel: an den Verfasser der 10 Briefe aus Oesterreich (gedruckt an der Oesterreichischen Gränze 1785.); das andere: Briefe aus Breßlau, oder Beiträge zur Erläuterung der 10 Briefe aus Oesterreich. (Breßlau 1784.) Wir müssen im Vorbeygehen anmerken, daß diese Breßlauer Briefe, obgleich auf dem Titel 1784. stehet, später als jene herausgekommen sind, vermuthlich hat sie ihr Urheber, wie der Papst seine Kardinäle, schon ein Jahr früher *in petto* gehabt, oder wohl gar noch vor der Erscheinung der 10 Briefe aus Oesterreich gezeuget; auf diese Weise würde dies ein förmlicher *filius ante patrem* seyn.

Was nun Innhalt und Gehalt dieser beiden jetzt erwähnten Produkte betrift, so wissen wir nicht, ob auch jene zu scharf urtheilen dürften, die sie kaum mit unsern 7 und 10 Kreuzer-Stücken (20) um den Vorrang wollen wetteifern lassen,

(20) Mit unter hat es unter diesen 7 und 10 Kreutzer-Erzeugnissen auch solche, die mit Menschen-Verstande geschrieben, und unter Brüdern das Geld werth sind. Was geht das übrigens die Fabrikanten an, wenn der Kaufmann die Waaren wohlfeil giebt, und einen kleinen Gewinnst,

sen, und sie wegen des Leeren, der Mattigkeit, und einer oft ganz undeutschen und schleppenden Schreibart insgemein nur die schlesische Wassersuppe nennen. Nach der Absicht der Verfasser sollten diese Schriften gleichsam eine Ehrenrettung für die Exjesuiten überhaupt, und für die in Preußisch-Schlesien insbesondere, wie nicht weniger für die gesammten Katholiken dieses Landes seyn. Allein weder die einen, noch die andern bedurften derselben; denn die Beschuldigungen des Verfassers der 10 Briefe aus Oesterreich (21) waren zu craß, als

 daß

winnst, der oft kommt, einem größern vorzieht, der sich selten ereignet? Vielleicht dachten auch die spekulirende Verleger, daß die Ausländer bei der großen Wohlfeilheit unsrer Waare, die Concurrenz nicht lange würden aushalten können. Aber leider! Troz der Neuheit, und des ganz eignen Nationalzuschnitts haben unsre Produkte — von physikalischen und medicinischen und einigen andern, die von den Ausländern geschätzt würden, ist hier die Rede nicht — bis jezt noch wenig Glück auf auswärtigen Messen gemacht. Ist jener ihr Geschmack, oder der unsrige daran Schuld? Wer weis das! — Anm. d. H.

(21) In vorerwähnten schlesischen Broschüren wird Herr Hofmann als Verf. der 10 Briefe aus Oesterreich, und Herr Rautenstrauch, nicht der edle, vernünftige Abt Rau-

daß sie in den Augen der Vernünftigen irgend einer Christenseele unter dem Monde hätten präjudiciren können.

So unzufrieden man über die beiden Wiener-Broschüren war, wegen der darin enthaltenen persönli-

Rautenstrauch, sondern Rautenstrauch der Compilator, wie man ihn hier insgemein nennt, als Verfasser der Beilage zu den Berliner Briefen angegeben. Ich bedaure sie beide, wenn es wahr ist! Denn bei aller Brauchbarkeit, die man beiden in Rücksicht auf unser Publikum nicht ganz absprechen kann, werden sie sich in dieser Sache doch nur als unbedeutende litterarische Liliputer gezeigt haben. Indeß suspendire ich mein Urtheil, und will nur anmerken, daß es ein den Gelehrten sehr unanständiges Handwerk sey, in Aufspürung anonymischer Schriftsteller den Fuchsjäger zu machen. Wir haben Beispiele genug, wo diese Leute durch ihr unaufhörliches Hin- und Wiederrathen das Publikum betrogen und falsche Autores angegeben haben. Herr Friedel im 2. Theile seiner Briefe, wovon die Verfasser weiter hin mit mehrern gedenken, nennt ebenfalls Herrn Rautenstrauch, und sagt von ihm: er habe den Exjesuiten *Maßallier* zum Verf. der Berliner Briefe gemacht. Dergleichen ungebetene Entdeckungen sind, auf das gelindeste zu urtheilen, unedel, und tadelnswerth. Anm. d. Herausg.

sönlichen Anzüglichkeiten, und so manchen übereilten und unbesonnenen Aeußerungen; eben so wenig Beifall erhielt aus ähnlichen Gründen die Breßlauer Waare. Man verwarf eine, wie die andere, und sagte es frei heraus: daß man nur den Stranzenwitz dieser vier Skribler zusammenschmelzen dürfte, um die Quintessenz aller Pöbeleyen, aller Schriftstellerinsolenz der Olimszeiten, und das vollständigste Schimpfregister *in Nuce* beisammen zu haben. Ohne an dieser Kritik, die allerdings etwas caustisch gerathen ist, Antheil zu nehmen, können wir doch nicht bergen, daß wir nach dem Begrif, welchen wir uns von dem Zustand der Litteratur und Aufklärung der Katholiken in Preußisch-Schlesien machten, wirklich etwas Besseres von da aus erwartet hatten. Allein, wie sehr wurden wir in unsrer Erwartung getäuscht! Der erstere Verfasser verfällt ins Niedrig-Komische, und verdient in der That wegen Mangel der Gaben, die ihm Mutter Natur zum Bücherschreiben versagt hat, einiges Mitleid. Indeß leistet der arme Tropf, aus Liebe und blinden Köhlerglauben, aus innigster Anhänglichkeit zu seiner Parthei, so viel er kann, und giebt sein jesuitisches Schülerwerk mit allen seinen Sprachfehlern, und Kruditäten dem Publikum treuherzig hin. Wir glauben nicht, daß es jemanden einfallen könne, die Geißel der Kritik bei einer Schrift zu gebrauchen, die wahrlich unter aller Kritik ist.

Was aber den zweiten Verfasser betrift, so scheinen uns seine Briefe aus Breßlau, so sehr sie

übrigens mit witzloser Ironie von Anfange bis zu Ende durchwässert, und von Schriftstellerinsolenz nicht ganz frei sind, demungeachtet von obiger Kritik noch eine Ausnahme zu verdienen. Scharfsinn, und Denkkraft ist freilich des Verfassers Sache nicht: aber dieses Menschenkind macht doch noch zur Noth eine richtige grammaticalische Construction, schreibt ziemlich deutlich, und enthält sich des seinen übrigen drei Collegen so geläufigen Gassentons — Traurig ist es immer, wenn man einem Schriftsteller über nichts, als dergleichen Dinge, die er, ohne sich offenbar zu beschimpfen, nicht verabsäumen darf, ein Kompliment machen kann. Es ist nicht ohne, der Verfasser scheint einige Ansprüche auf unsern Dank zu haben; wenn man in Erwägung ziehet, wie sorgfältig er jede Gelegenheit benutzt hat, unserer Nation, dem Kaiser und dem Feldmarschall Lascy seine tiefen Bücklinge zu machen. Können wir wohl mehr verlangen, als aus dem Munde eines preusischen Unterthans zu erfahren (S. 117. u. f.): daß ihnen Lascy's tiefe Einsichten nunmehr fürchterlich sind. Ein freieres, offenherzigeres Geständniß kann man unmöglich von einem preusischen Schlesier erwarten; und daß er ganz von dieser Gesinnung durchdrungen sey, erhellet ferner aus der gleich darauf folgenden Stelle, wo er versichert, daß es eine armselige Witzelei des Berliners sey, wenn er den praktischen Daun, weil er nun im Grabe ruht, anpreißt, um im Gegensatz den theoretischen Lascy, der noch droht, herun-

herunter zu machen. Und endlich ist es das *Non plus ultra* einer preusischen Unpartheilichkeit, wenn der Autor mit deutlichen Worten den uns süßen Gedanken an Tag leget: seinem Könige müsse wohl im letzten Kriege (1778.) nicht wohl zu Muthe gewesen seyn; er habe die Wirkungen unsers verbesserten Kriegswesens, und des nunmehrigen Uebergewichts gefühlt. Denn, wie es mit dürren Worten heist, es ist ihm diesmal nicht gelungen, uns, wie ehedem, durch einen Feldzug den Vorsprung abzugewinnen: Wir merkten, sagt der Verfasser nur gar zu bald, daß Lascy's ökonomische Revolutionen nichts weniger als Ersparungskunst sind — Mit diesen und dergleichen Lobeserhebungen, die hier und da durch die Broschüre ausgestreut sind, konnten wir ohne Widerrede zufrieden seyn, und doch fand das Schriftchen unter uns bei Männern von Einsicht und Geschmack nicht den geringsten Beifall. Woher diese Erscheinung? Wir werden gelobet, und achten nicht darauf? verachten es sogar dieses Lob? — Wo wir nicht irren, so liegt der Schlüssel zur Auflösung dieses Räthsels darin: daß man sich nicht gerne von einem Manne loben höret, der so wenig Scharfsinn über das Aufklärungsgeschäft, und so viel Schwäche in Beurtheilung der würdigsten Männer verräth, deren Verdienste ganz Deutschland, wenigstens so weit guter Geschmack und hellere Begriffe durchgedrungen haben, einmüthig erkennt — der, wie soll man sagen, schwach, oder blödsinnig genug ist, einen Schlözer in

Göttingen, einen Nicolai in Berlin, einen Schmidt in Gießen für Pasquillanten, und würdige Gehülfen, die an dem Aufklärungsklotze der Oesterreicher zimmern, öffentlich zu erklären. Von einem solchen Manne gelobt zu werden, ist Schimpf: selbst die Wahrheit verliert in seinem Munde ihr heiliges Gepräge! Weder unsere Nation, noch der Kaiser, noch Lascy bedürfen der Lobsprüche des preusisch-schlesischen Broschüranten, zumalen solcher nicht, die man weiter ausdehnt, als wir selbst, bei aller unserer allgemein anerkannten Selbstliebe, sie auszudehnen gewohnt sind. Wir finden z. B., nach den bei uns getroffenen Militairanstalten das Kriegsheer auf alle Fälle im bewegbaren Stande zu erhalten, den König von Preußen bei weitem nicht mehr so fürchterlich, als er uns etwa vor 40 Jahren war: aber keinem vernünftigen Menschen unter uns fällt es ein, zu glauben, daß wir dem Könige fürchterlich, am allerwenigsten durch den Krieg von 1778., der sich gar nicht dazu schickte, ihm fürchterlich geworden sind, ja wir wünschen es nicht einmal zu seyn: weil eben durch dies Fürchterlichseyn in Verbindung mit allem, was dazu gehört, um es seyn zu können, die Ruhe und Wohlfahrt einer Nation ganz natürlich mehr verhindert, als befördert werden muß. Heil der Stunde! in welcher dereinst Oesterreichs, und Preußens Beherrscher, die einander nicht fürchterlich seyn wollen, werden gebohren werden! — —

Ohne

Ohne uns also länger bei dem ungenannten Herrn Breßlauer, seiner deplacirten Unpartheilichkeit, und den Elogen, deren einige wir nicht einmal zu verdienen wünschen, aufzuhalten, wollen wir gerne den Katholiken in Preussisch-Schlesien die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie an helldenkenden Köpfen gewiß keinen Mangel haben, ja daß sie davon eine grössere Anzahl, als wir, haben könnten, wenn sie sonst die Quellen der Aufklärung, die ihnen so nahe, und schon seit mehr als 40 Jahren, (22) mittelst der allgemeinen Druck- und Preß-

(22) 40 Jahre! Gewiß ein zureichender Zeitraum, wo der Verstand der Menschen, besonders wenn ihm alle Hülfsmittel so nahe sind, zu einer Art Vollkommenheit heranreifen, und sich aus dem Schlamme der Vorurtheile, wären sie auch noch so tief gewurzelt, herauswinden kann. Aber man erlaube mir eine Anmerkung, die sich auf Erfahrung gründet: eben in den Ländern, wo Katholiken mit Protestanten vermischt sind, wird diese günstige Gelegenheit von ihnen am wenigsten genutzt. Priester, Adel, und folglich auch das Volk, so tolerant sie äußerlich scheinen, und wegen der politischen Verfassung auch seyn müssen, so sehr sie wegen Handels und Wandels eine mit ihren Mitbrüdern übereinstimmende Denkungsart dem Scheine nach anzunehmen pflegen, sind doch insgemein — wenige ausgenom-

Preßfreiheit unter einem philosophischen Könige eröfnet sind, in dem Maaße, wie sie konnten, und sollten, gehörig benutzt hätten: dagegen würden sie in Wahrheit zu bedauern seyn, wenn man ihre Fortschritte in Wissenschaften, ihre Aufklärung, und den ganzen Umfang ihrer Kenntnisse nach dem elenden Maasstabe, den uns diese zwey Broschüranten an die Hand geben, oder nach dem armseligen Bruchwerk einiger Compilatoren und Plünderer der französischen Kanzelredner beurtheilen müßte. Wir sind eines andern überzeugt, und wissen, daß sie durch den Verlust eines Grafen Mattuschka, dieses wirklich großen Mannes, den wir aus seinen und anderer Gelehrten Schriften kennen, nicht alles verlohren, und noch Männer von tiefer Einsicht, gründlichen Aufklärung, und bewährten Kenntnissen, in allen Fächern der Wissenschaften, zur Ehre ihres Vaterlandes in großer Anzahl aufzuweisen haben.

genommen — weit stärkere Zeloten, als wie es oft in ganz katholischen Ländern sind. Der Gedanke: *Ecclesia pressa!* das mit der Muttermilch eingeflößte wechselseitige Mistrauen, und das oft unvernünftige Betragen protestantischer Priester und Priestergenossen, scheinen mir, wenigstens zum Theile, die Ursachen der unter den Katholiken verzögerten Fortschritte in der wahren Aufklärung zu seyn. Anm. d. Herausg.

IV.

Ein Gegenstück zu den Berliner Briefen aus Franken.

Vor Kurzem erhielten wir durch einen auswärtigen Freund eine Schrift, unter dem Titel: Raffinerien für raffinirende Theologen. (1. B. Berlin, Frankfurt und Leipzig, 1785.) In der Vorrede, oder eigentlich in einem Briefe, der die Stelle der Vorrede vertritt, verspricht der ungenannte Verfasser, daß seine Raffinerien bloß gesunde Raisonnemente seyn sollen, die sich über die alltäglichen und gewöhnlichen um etliche Grade erheben. Er bestimmt sie für raffinirende Theologen: nicht solche, die, nach seinem Ausdrucke — *justô subtilius et nasutius* judiciren — Diese Bedeutung hat nach seinem Wörterbuche das Wort *Raffiner* — Auch nicht für die Bemerker der feinsten theologischen Nüanzen: nicht einmal für so helle Denker, als ihm die Teller, (23) Eberharde,

(23) Hier kann nur von Teller dem Berliner O. C. R. die Rede seyn, den man billig jederzeit durch seinen Vornamen Abraham auszeichnen sollte, um ihn nicht mit seinem hyper-

harde, Steinbarte und Döderleine sind, sondern für solche Theologen, welchen Gott nur etwas mehr Verstand gegeben hat, als dem gemeinen Troß der Theologen, und welche zum Theile von der Kraft zu denken schon einigen Gebrauch gemacht haben, zum Theile aber erst anfangen, gesunde Vernunft über das System — über den orientalischen und africanischen Schnickschnack, und über leere, schwärmerische Träume siegen zu lassen.„ Die Absicht ist edel, und verdient den Beifall aller Freunde der Aufklärung. Der Verfasser scheint auch — nach den in dieser Schrift hie und da eingestreuten guten Bemerkungen, und den Briefen über verschiedene kirchliche Gegenstände im Fürstenthum Bayreuth, die uns vorzüglich gefielen, zu urtheilen — der Mann zu seyn, der gewiß bei einem großen Theile seiner Leser den gemeinnützigen Endzweck erreichen wird, wenn er es sich anders abgewinnen kann, gegen einen seiner Beurtheilungskraft oft gefährlichen Witz, und gegen das Spiel seiner Leidenschaften auf seiner Huth zu seyn. Seine Aeußerungen über die Berliner Briefe (Vorrede S. X-XII.), wozu ihn ein falscher

perorthodoxen Bruder D. J. Friedrich Teller zu verwechseln, der, bei aller seiner Gelehrsamkeit, die man ihm nicht absprechen kann, jenem an Aufklärung, Beurtheilungskraft und toleranten Gesinnungen unendlich weit nachstehet. Anm. d. Herausg.

falscher Gesichtspunkt verleitet hat, verdienen kaum gerügt zu werden; sie fallen zu sehr ins Uebertriebene, zu sehr ins Niedrige, und sind nichts anders, als ein bloßer Wiederhall der Lästerungen, die, wie wir bereits oben angezeigt, ein Paar Wiener Broschüranten, (24) in der guten Meinung, den Jesuiten die letzte Märtyrer-Krone zu verschaffen, gegen den Autor ausgespien, und worüber, als die Unwahrheit an Tag kam, die Oesterreicher selbst laut aufgelacht haben. Wir trauen es also dem Verfasser der Raffinerien, als einem helldenkenden, oder doch über die Alltagsköpfe um etliche Grade erhabenen Kopf zu, daß er jetzt die gewöhnlichen Broschüren-Raisonnements über den Berliner Autor, so frappant sie gleich anfangs ausfielen, nicht mehr so schön und richtig finden, ja selbst das Gegenstück zu den Berliner Briefen, wo nicht ganz zurücknehmen, doch mit geläuterten Raisonnements vor dem Publikum aufstellen würde.

Der Verfasser der Raffinerien — so viel sich aus seiner Schrift schließen läßt — gehört unstreitig zu jenen biedern, dankvollen Protestanten, die, wie sich der Berliner Schriftsteller ausdrückt, sich aufrichtig freuen, daß auch uns, seitdem wir

(24) Man vergleiche die Zehn Briefe aus Oesterreich, und die Beilage zu den Berliner Briefen mit der Vorrede des Herrn Verfassers der Raffinerien. Anm. d. Verf.

die Bibel in die Hand genommen, das Himmelreich nahe kommt, die die besten Absichten unsers Landesvaters, welche in dem heilsamen Reformations- und Toleranzwerke am Tage liegen, nicht verkennen — aber auch zu den Besorgnißvollen, die jetzt überall schleichenden Bonzengift wittern, traurige Wirkungen von den geheimen Jesuitenränken — gerade zu einer Zeit, wo sie wegen überhandnehmender Aufklärung am wenigsten zu befürchten sind — ahnden, und von solchen Träumen aufgeschreckt, sich wohl gar einbilden können, daß diese von allen europäischen Höfen verscheuchte Zunft Mittel und Wege aufzufinden trachte, die Protestanten, unter welchen Umständen, und Modificationen es sich nur immer thun ließe, wieder in die Hände des Papstes zu spielen. In wie fern nun in dieser Vorstellung wirklich etwas Wahres liege, und in wie fern sie übertrieben werde, soll in unserm Werke über die politischen Irrthümer und Wahrheiten mit mehreren angezeigt werden; hier ist der Ort nicht, sich darauf einzulassen; nur das müssen wir erinnern, daß eben diese Vorstellung mit dem Gedanken, daß die Berliner Briefe von Jesuiten geschrieben worden sind, am allerwenigsten zu vereinigen ist. Der Mann aus Franken scheint uns zwar, gleich anfangs einen Protestanten, als Verfasser in Verdacht gehabt zu haben; der Gang, die Wendungen, der ganze Plan seines zu den Berliner Briefen aufgestellten Gegenstücks bestätigen es zur Genüge: er läßt seinen geheimen Rath zwar voll Eifer

ser für die gute Sache, aber doch in ziemlich gemäßigten, und artigeren Ausdrücken sprechen, als er selbst in der Vorrede spricht; „denn nach der Hand — wir wollen des Verfassers eigene Ausdrücke wählen, um ihrer Originalität nichts zu vergeben — „will man endlich ausgegrübelt haben, daß er (der durchtriebene Wizkopf von Briefsteller) zu dem Geschlechte der gefährlichen Thiere „gehöre, welche äußerlich die Gestalt der Bologneser Hunde — innerlich aber die Natur der Tiger „haben — nämlich zu den Jesuiten. Nichts ist „auch wahrscheinlicher. Nur ein Jesuit ist in der „ganzen Welt fähig, die Religion für eine Klapper „auszugeben, und dem Aberglauben zu seiner Vertheidigung seine Krallen zu leihen. Dieses letztere „erlaubt sich nicht einmal der ärgste Freigeist. Bruder! Du hast immer geglaubt, daß die verschmitzten Jesuiten ihr Spiel ausgespielt haben; aber „Du siehst nun offenbar, wie sie noch immerfort „ihr Wesen haben — und wie sie bis diesen Augenblick an politischen Raffinements unerschöpflich „sind.„

Hiezu kommt noch die Vorstellung von allen den Gräuelen, die sich der Autor aus dem Inhalt der Berliner Briefe herausraffinirt hat, und die, nachdem man einmal ihren Verfasser so weit entdeckt, und wenigstens *in genere* ein jesuitisches Ungeheuer herausgegrübelt hat: vermittelst der Association der Ideen ganz natürlich herauszugrübeln waren. Hier sind sie:

„Dieser durchtriebene Wizkopf ist es, (Vor-
„rede S. X. und XI.) welcher, um den Fortschritt
„der Reformation Josephs, wenn es ihm möglich
„wäre, zu hemmen, nicht nur die bisherige Re-
„formation in allen ihren Theilen aufs tiefste herab-
„würdiget, sondern auch die Zeiten wieder zurück-
„rufen will, in welchen man das Licht (schrecklich
„viel Witz!) weil es keine Laternen gab, in
„Ochsenhörner steckte. Du hast gewiß noch nie
„daran gezweifelt, daß der Kaiser befugt sey, mit
„seinem magischen Stab (Gottlob bis jetzt geht bei
„uns alles ohne Magie zu) die magischen Dünste
„des Aberglaubens aus seinem Gebiete zu verscheu-
„chen — Aber der Briefsteller weis es recht sicht-
„bar zu machen, daß sich hierin der Kaiser eine
„Macht anmaße, die ihm nicht gebühre. (ein, so
„viel wir einsehen, aus den Berliner Briefen eben
„so willkührlich, als falsch gefolgerter Satz) Du
„warest gewiß stets überzeugt, daß der Wohlstand
„eines Volks von der Religion unzertrennlich sey,
„und daß das Glück im bürgerlichen Leben mit der
„Aufklärung in der Religion im gleichen Schritt
„gehe. (Der Herr Bruder des Verfassers möchte
„sich wohl über dergleichen Sätze etwas mehr Raf-
„finement ausbitten.) Aber der Briefsteller be-
„hauptet, daß die Religion gar nicht — dagegen
„aber die Policey und eine gute Gesetzgebung die
„eigentliche Quelle des Glücks auf Erden wäre.
„(ein bisgen schief raffinirt) Ob Du ein aufge-
„klärter Protestant, oder ein bigotter Katholik
„bist, (giebt es nicht auch bigotte Protestanten?)
„ob

„ob Du, wie vormals die Egypter die Hunde und „Katzen anbetest — ob Du wie die Römer die Hüh„ner und Gänse selig preisest, ob Du wie die Grie„chen an die Orakel glaubest, oder ob Du wie die „Chineser die Schildkröte zu Deinem Gott, und die „wahrsagenden Heere der Bonzen und Bonzinnen „zu Priestern und Priesterinnen der Gottheit ma„chest, daran liegt seiner Meinung nach nicht das „Geringste. (Auch unsrer Meinung nach, wenn „es der Herr Raffinateur nicht übel nimmt, ob „wir gleich nicht zur schwarzen Rotte gehören, liegt „wenig daran, wie der Aberglaube beschaffen sey — „der überhaupt meist nur auf der Oberfläche sitzt, „und selten ins Innere dringt — so lange blos „vom äußerlichen Wohlstande, von Bevölkerung, „Handlungsflor, Kultur der Künste, von Fabrik„und Manufakturwesen u. dergl., nicht aber von „innerer Glückseligkeit, von Tugenden höherer Art, „Stärke der Seele, und Adel des Geistes die Re„de ist. Mengt man diese Dinge durch einander, „und weiset nicht jedem die Gränzen an, *quos ul„tra citraque nequit consistere Rectum*, so „baut man sich selbst ein Labyrinth, aus dem man „sich nachher freilich nicht mit allem Raffinement, „nicht mit allem Zwirn der Welt wieder herausfin„den kann.) Der unsinnigste Aberglaube bringt „dem Staat keinen Schaden — und die vernünf„tigste Religion schaft ihm keinen Nutzen. (Davon „steht kein Wort in unserm Exemplar) Indem „er diese paradoxen Sätze nach seiner Art, das „heist nach der Art des Herren Voltaire seligen,

„aus der Geschichte beweiset — so ziehet er endlich „den Schluß: Ergo ist Josephs Reformation höchst „unnöthig. Doch noch nicht genug: sie muß ihm „auch höchst schädlich seyn — und wie er Dir das „sehr herrlich zu demonstriren weis, so weis er Dich „auch zu versichern, daß der ganze Plan der Re„formation falsch sey, und daß sie selbst völlig zur „Unzeit komme, d. i. 1000 Jahre zu früh. (Wenn „in unsern Landen dergleichen Drehereien bei Wer„ken auswärtiger Schriftsteller vorgehen, so kennt „man schon ohngefähr die Quellen, woraus sie „fließen: aber was soll man von dem Verfasser „denken, der hier dem Berliner Autor Sätze und „Schlüsse auf den Kopf zusaget, an die er mit kei„ner Sylbe gedacht, ja mit dürren Worten das „Gegentheil behauptet hat: ganz sicher muß der „Verfasser der Raffinerien, wie auch aus verschie„denen Stellen des Gegenstücks erhellet, durch „einen der abscheulichsten Nachdrücke hintergan„gen worden seyn, oder er giebt uns seine eigenen „Schlüsse für Schlüsse des Autors.) Nun gu„ter Bruder, wie wird Dir? Läuft Dir nicht die „Galle über? (auch uns) Meinst Du nicht, daß „man sich eine Staffel in den Himmel baut, „wenn man den Leuten zuschreiet, gegen einen sol„chen beißigen Hund auf ihrer Huth zu seyn?" (recht so! Wenn des Bösen in den Berliner Briefen so viel ist, so kann es dem Verfasser der Raffinerien Niemand verargen, daß er es mit wahrem israelitischen Eifer rügt, und dafür sorgt, wie er seinen protestantischen Mitbrüdern gegen den Gift die-

dieses beißigen, er hätte sagen sollen, dieses tollen Hundes, er mag Spiz oder Cerberus heissen, ein *Antidotum*, bestünde es auch vor jetzt in einem bloßen Maywurmrecept, an die Hand geben konnte.) Ohne Bild: der Verfasser thut in der besten Meinung, was er thut. Der Gesichtspunkt, aus welchem er die Berliner Briefe beurtheilt, er mag nun so falsch seyn, als er wolle, genug — er hat vor der Hand keinen andern, machte es ihm zur Pflicht, seine protestantischen Mitbrüder zu warnen, daß sie sich durch die Berliner Briefe nicht irre machen lassen, sondern vielmehr die Reformations- und Toleranzwohlthat unsers Kaisers nach wie vor dankvoll erkennen, und nicht nur mit dem Munde, sondern aus dem Herzen mit ihm also beten sollen:

„Heilige Vorsicht! Thue ein Zeichen „an dem besten Joseph, daß es ihm „wohlgehe. Wirke, und erhalte noch „ferner alle diejenigen Gesinnungen, „Entschließungen, und Tugenden in „ihm, welche mit seiner erhabenen Be„stimmung, Millionen Menschen glück„lich zu machen, übereinstimmen, und „ihn einen ewigen Nachruhm bei der „dankbaren Nachwelt erwarten las„sen.„ (25)

Amen!

(25) Dies sind die eigenen Worte, womit der Verf. der Raffinerien sein Gegenstück zu den Berli-

Amen! Ja bester Mann, alles Volk spreche Amen! Wir können nicht anders, als Ihre Ergebenheit gegen unsern Monarchen, Ihren Dank, und Ihren Eifer für die gute Sache loben: aber um der Schwachen willen hätten wir doch gewünscht, daß sie folgende Aufmunterung an Ihre protestantische Mitbrüder weggelassen hätten.

„Als rechtschaffene Protestanten müssen wir „auch, nicht nur jeder Bemühung des Kaisers die „cimmerische Nacht zu vertreiben, sollte jene auch „noch so unvollkommen seyn, unsern Beifall zu„rufen, sondern wir müssen auch aus allen Kräf„ten dazu helfen, daß der Koloß des römischen „Aberglaubens, der uns immer fürchterlich ist, „so lange er da steht, untergraben werde. Sollte „ich mit meinem Gegenstücke zu den Briefen, das „ich schlechterdings für nichts weiter, als für eine „Skizze, oder für ein Scherflein ausgebe, nur „ein sehr geringer Mithelfer seyn, so würde ich „mir es doch immer zur Ehre anrechnen, den gu„ten Willen gehabt zu haben. *In magnis vo„luisse sat est*. Meine raffinirenden Mitbrüder „kön-

Berliner Briefen beschließt, wovon er dem Publikum, das sich in dieser ersten Probe seines christlichen Eifers, seines bibelfesten Verstandes, und seines Witzes schon so satt gelesen hat, daß es sicher kein Verlangen nach einer zweiten mehr trägt, noch eine Fortsetzung droht. — Anm. d. Herausg.

„können durch mein Beispiel veranlaßt werden, „mehr zu thun, oder doch wenigstens ihre Aufmerksamkeit auf Jesuiterschliche, welche die Religion für ein Spielwerk ausgeben, um uns wieder in die Hände des Herren Pabsts zu spielen, „verdoppeln.„

Wenn wir den eigentlichen Gehalt unsrer Gedanken und Handlungen prüfen wollen, so kann dies, nach unserer Einsicht, durch keinen Maasstab sicherer geschehen, als indem wir auf einen Augenblick diese Gedanken, und Handlungen auf den Gegentheil übertragen, zugleich aber genau auf die Sensation merken, die dadurch in unserm Innersten entsteht. Man setze nun einen eben so eifrig gesinnten katholischen Priester an die Stelle des protestantischen Theologen, lasse ihn eben so raffiniren, eben so seine Mitbrüder zur Umstürzung des protestantischen Irrglaubens aufmuntern — denn was dem einen Recht ist, muß dem andern billig seyn — Was sagt dabei dem Protestanten seine Empfindung? Fühlt er nicht, daß jeder Angrif wehe thut, und daß es in der Natur des freien Menschen liegt, alle seine Kräfte aufzubieten, um denjenigen, die mit vereinigter Macht den Sieg über uns erhalten wollen, Widerstand zu thun? Es würde thöricht seyn, hier seine Zuflucht zu einem besondern Rechte, und der Ueberzeugung von der Wahrheit nehmen zu wollen: denn jeder bildet sich ein, dieses Recht, diese Ueberzeugung in eben dem Grade zu besitzen. Was soll

also aus dergleichen Aufmunterungen der Brüder gegen Brüder herauskommen? Kriege des Herren! — gewiß nicht: blos Kriege leidenschaftlicher Menschen, Fastiaden und Merziaden auf der einen, Pöziaden und Raffinerien auf der andern Seite — Man glaube ja nicht, daß wir den Misbräuchen, Irrthümern und Aberglauben das Wort reden wollen: man wird uns in der Folge besser kennen und einsehen lernen, daß wir es mit der Wahrheit, die sich auf die unverletzbaren Rechte der Menschheit gründet, besser, als mit allen Sekten und Volksglauben meinen: aber genug. Die Methode, deren man sich *de part et d'autre* zu Stürzung der eingebildeten Kolosse des Irrthums, es mögen rodte, oder lebendige seyn, insgemein bedient, gefällt uns nicht; sie stiftet bei weitem nicht das Gute, was sie zufolge der Selbstweisheit und Eigenliebe derjenigen, die sich ihrer bedienen, stiften sollte: man verirrt sich immer auf seinem Wege, wenn man einen andern Wegweiser, als die Natur des Menschen wählt. —

Wir haben uns etwas lange bei der Analyse der Vorrede der vorliegenden Schrift aufgehalten, allein es geschah: theils um den Lesern den Geist, in welchem das Gegenstück zu den Berliner Briefen geschrieben ist, mehr kenntlich zu machen, theils um uns bei der nähern Beleuchtung dieses Pendants desto kürzer fassen zu können.

Das I. Stück der Raffinerien führt also die Ueberschrift: **Ueber die Macht, Nothwendigkeit,**

Art und Weise, und Zeit zu reformiren. Ein Gegenstück zu den Berliner Briefen. Nachdem nun der Verf. verschiedene Stellen, ja ganze Seiten über Toleranz und Reformation aus den Berl. Briefen in Extenso angeführt, so wie er es für nöthig fand; oder wie ihm die Verbindung einleuchtete, zusammen gekettet, und im Vorbeigehen ein paar unlogikalische Schlüsse daraus gezogen; nachdem er die Fehden der alt- und neugläubigen Protestanten berührt, den Papst, und die augspurgische Konseßion, die ihm überall die Stelle eines todten Papstes zu vertreten scheint, mit einander parallelisirt, und — welches uns schmeicheln müste, wenn es nicht Spaß wäre, — sich *hautement* erklärt hat, daß er, im schlimmsten Falle, doch lieber dem Papst zu Rom, als einem todten Papst huldigen wolle; nachdem er das, was selbst Protestanten für und wider das Reformiren anzubringen pflegen, summarisch dargestellt hat: läßt er einen geheimen Rath v. H. auftreten, der sich gleich selbst als einen Mann ankündigen muß, der in den vieljährigen Diensten seines Fürsten die Menschen von hunderterlei Seiten, und die Dinge in tausenderlei Gestalten zu sehen, Gelegenheit und Beruf gehabt habe. Ein solcher Mann muste es auch seyn, um ihn mit Gewicht und Nachdruck eine Vorlesung über die Berliner Briefe halten zu lassen. Uebrigens scheint uns dieser geheime Rath ein blos litterarisch-theologischer geheimer Rath zu seyn; denn über die politischen Kriege, die, wie es in einer Anmer-

kung heist, der Briefsteller in seinen Briefen führt, und wo er in vielen Stücken Recht haben, und glücklich streiten mag; sahen der Herr geheime Rath gänzlich hinweg, ohne zu erwägen, daß gewisse politische Gegenstände mit den religiösen innigst verwebt sind, und die einen ohne den andern weder recht verstanden, noch gehörig erklärt werden können. Aber der Herr Rath wollte und konnte nach seinen Einsichten nur den Theologen rathen: er that also wohl daran, daß er bei dem ihm bekannten und geläufigen Leisten blieb.

„Wenn ich recht bemerkt habe, spricht der Herr Geh. Rath sehr bescheiden S. 35. u. f. so ist der Briefsteller (26) darüber unwillig, daß der Reformator des katholischen Oesterreichs ein Monarch,

(26) Der Ausdruck Briefsteller will mir unter solchen Umständen gar nicht behagen. Briefsteller heißt in unsrer Sprache ein Buch, das zum Briefschreiben allerlei Muster von Briefen, und Anweisung giebt. So war es wenigstens, als ich vor 50 Jahren mein Bißgen Briefschreiben lernte, und so dünkt mich ist es noch heute. Wollte man alle Gelehrte, die ihre Materien fast in allen wissenschaftlichen Fächern in Briefen zum Theil abgehandelt haben, mit dieser Benennung belegen, so muß man sicher ⅓ Th. Schriftsteller bei allen Nationen in lauter Briefsteller verwandeln. Daß aber der Herr Verf. der Raffinerien damit eine gewisse

narch, oder Joseph II. ist; und daß seine Reformationen bloße Machtsprüche sind.„ (Um Vergebung! Der Herr Geh. Rath hat nicht recht bemerkt: nirgends hat unsers Wissens der Berl. Verf. einen Unwillen darüber bezeigt, daß Joseph II. Reformator ist — vielmehr hätten dem Herrn Rath die Stellen, deren wir verschiedene anführen könnten, und woraus gerade das Gegentheil erhellet, auffallen sollen: nur gewisse Vorbereitungswege, die vorhergehende Ueberzeugung scheint der Berl. Autor zu einer *conditio sine qua non* zu machen, wenn eine Reformation die Rechte der christlichen und menschlichen Freiheit nicht beeinträchtigen, wenn sie erwünscht, angenehm, nützlich, und auch für die Zukunft dauerhaft seyn soll.)

Da der Geh. Rath nicht in Abrede stellt, daß der Monarch hier Reformator, und seine Reformationen blos Machtsprüche sind, so wirft er die Frage auf: Ob ein Monarch weniger befugt sey zu reformiren, als ein Doctor, und ob eine Reformation ohne Machtsprüche möglich sey? „Wenn sich ein Doctor Theologiæ, sagt er, — er heisse Luther oder nicht Luther — einfallen läst, mit der

Wurf-

wisse Verrichtung ausdrücken wolle, wie sich unsre Wiener Buben unter einander Zehnbriesler, Zwölfbriesler, 40 und 50 Briesler u. s. w. schimpfen, läßt sich von einem Manne von seiner Bescheidenheit gar nicht vermuthen. Anm. d. Herausg.

Wurfschaufel in der Hand aufzutreten, und den Weitzen von der Spreu zu reinigen, so muß er sich diesem Geschäft ohne Zweifel deshalb unterziehen, weil seine Augen die Spreu sehen, und seine Ordnungsliebe wünscht, reinen Weitzen in seiner Scheure zu haben; oder ohne Bild — offenbare Irrthümer und Mißbräuche, welche die Religion verunstalten, müssen ihm das Kreditiv zum Reformator geben. Nun wollen wir annehmen, der Monarch in einem Lande habe ein Paar eben so helle Augen, und einen eben so edeln Eifer für die Wahrheit als sein Doctor. (Aber wie, man erlaube uns, daß wir dem Herrn Geh. Rath in die Rede fallen, — wie, wenn ihm das an die Brille seiner Priester seit Jahrtausenden gewöhnte Volk diese hellen Augen in Religionssachen nicht zutrauet, wenn es sich einbildet, daß die Gottheit nur durch den Mund des Priesters, nie aber durch den Mund der Laien mit den Menschen spricht, und selbst keinen Saul unter die Propheten zählt? Wie, wenn ihm die Absichten des Monarchen, dessen Vorstellungen und Bitten schon gewafnet sind, indem er mit Macht reformirt, verdächtig werden? Man bemerke nun das ganz umgekehrte Verhältniß des Doctors gegen das Volk, seinen *Passe par tout* durch Himmel und Hölle, seine Binde- und Lösegewalt auf der einen, und die Freiheit des Volks ihn zu hören oder nicht zu hören, zu thun oder zu lassen was es will, auf der andern Seite; so muß uns der Unterschied zwischen dem reformirenden Doctor und reformirenden

den Monarchen sehr auffallend einleuchten — Vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, daß die hellen Augen des einen wie des andern ein zureichendes Kreditiv wären: würde es hier mit dem Hellesehen allein ausgemacht seyn? Welchen Vorzug in den Augen des unaufgeklärten Haufen — und für diesen ist eigentlich die Reformation, der Aufgeklärte reformiret sich selbst — hat nicht die Stimme derer, die durch lang verjährte Vorurtheile in Possess des hochtrabenden Titels sind: Wir berufene und verordnete Diener des Worts! die selbst über die Engel des Himmels mit Paulo das Anathema aussprechen dürfen, wenn sie uns etwas anders vorevangelisiren wollten, als sie — Die weltlichen Fürsten zur Zeit der Reformation sahen so helle, vielleicht noch heller, als Luther und Melanchthon, als Zwingl und Oecolampadius ꝛc. sie waren also befugt zu reformiren — Allerdings; sie reformirten auch, aber sehr weislich durch die hiezu authorisirten, und von ihnen in Schutz genommenen griechischen und lateinischen Herrn in on und les. Doch wir wollen den Herrn Geh. Rath nicht länger unterbrechen, und den Faden seiner Vorlesungen, wo er ihn fallen lies, wieder aufnehmen lassen.) (27)

„Soll

(27) Wir verbitten hier einmal für allemal alle und jede Anwendung auf unsre gegenwärtige Reformation, von der wir künftig handeln, und

„Soll er (der hellsehende Fürst) fährt unser Geh. Rath fort, deswegen, weil er ein Monarch, oder welches gleich viel, der Vater seiner Völker ist, die Augen zudrücken, und seine Hand in die Tasche stecken? Das wäre eben so viel von ihm gefodert, als wenn man von einem Hausvater fodern wollte, er solle alle Ungezogenheiten und Thorheiten seiner Kinder und seines Hausgesindes, welche er mit Schmerzen beobachtet, uncorrigirt lassen, weil er der Hausvater wäre, und also leicht Machtsprüche thun könnte, wodurch das Gewissen und die Freiheit seiner Kinder in die Enge käme; dagegen aber bloß dem Candidato Theologiae, der als Hof- und Zuchtmeister in seinem Hause vegetirt, dieses Geschäft nach seinem *bon plaisir* freilassen solle." (Der Herr Geh. Rath ist stark in der Parabel! Man muß freilich zugeben, daß diese Methode weit kürzer, und ein zu rechter Zeit angebrachter Apolog oft geschickter ist, gewisse Köpfe zu rechte zu weisen, als die schärfeste Demonstrati-

und was sie wegen ihrer individuellen und lokalen Beziehungen auf unsern Staat vor andern Reformationen eigenes hat, umständlicher ausführen wollen. Jetzt haben wir es blos mit dem theologischen geheimen Rathe zu thun, dem wir, gleichsam im Vorbeygehen, ein Paar unmasgebliche Gedanken, über die es noch etwas zu raffiniren giebt, vorzulegen, uns die Freiheit nehmen. Anm. der Verf.

stration: besonders ist dies der Fall, wenn man es mit dem Pöbel zu thun hat, wo es mehr auf eine rasche Ueberredung, als gründliche Ueberzeugung ankommt. Unter solchen Umständen ist es genug irgend ein recht sinnliches, frappantes Bild aufzusuchen, und, indem man dessen hervorstechende Seite dem Beobachter lebhaft vors Auge bringt, alle übrigen Seiten sorgfältig zu verdecken. Wie dem seyn mag, das Gleichniß vom Hausvater will uns kein Genügen thun; nicht allein, weil es das nicht beweiset, was es beweisen soll, sondern auch weil es in seiner ganzen Ausdehnung genommen, zu viel beweisen würde, mehr als je ein vernünftiger Reformator bewiesen haben will. Es müste ganz anders gestellt werden, dieses Gleichniß, wenn es passend seyn sollte — Einem Hausvater liegt freilich die Sorge ob, ja es ist Pflicht für ihn, das Maas der Thorheit bei seinen Kindern und Hausgenossen, so viel wie möglich zu vermindern; er bedarf hiezu weder der Erlaubniß, noch der unmittelbaren Hülfe seines vegetirenden Hausgeschöpfes (28). Hier thut der Hausvater, was

(28) Es ist auffallend, daß der geheime Rath, oder vielmehr der Herr Autor, der in seine Seele spricht, und wahrscheinlich durch Hofmeisterei sich eine Weile durch die Welt gebracht, bis er Pfarre, und Quarre, wie man in einer gewissen Provinz sagt, d. h. das Pastorat und eine Pastorin erhalten hat, so klein von Hof-

was seines Amtes ist, wozu er zureichende Einsichten hat, kurz: er wirkt in seiner Sphäre. Wenn aber eben dieser Hausvater in andern Dingen, die er nicht versteht — bloß um zu zeigen, daß er das ist, was er ist — sich in den Unterricht seines respective Hof- und Zuchtmeisters melirt; wenn er z. B. in der Zeichnung von seinen Kindern schlechterdings ein Sechseck hingekleckt wissen wollte, wo ein Dreieck stehen muß, wenn er Weiß für Schwarz und Schwarz für Weiß bei seinen Hausgenossen haben will: so kann er allerdings durch seinen Machtspruch alles das durchsetzen, und den Hofmeister, der den steifen Nacken unter der hausväterlichen Gewalt nicht beugen, und gegen seine Grundsätze handeln wollte, samt seinen Grundsätzen aus dem Hause jagen: aber alsdenn verletzt er offenbar seine Pflichten, beleidiget die natürlichen und conventionellen Rechte seiner Hausgenossen, und seines Hofmeisters, hört auf Hausvater zu seyn, und — wird Despot. Wie weit dürfte uns wohl die Parallele führen, wenn wir sie nach dem von dem geh. Rathe angenommenen Grundsatze der hausväterlichen Macht und Obergewalt verfolgen wollten! Würde sich nicht ein Volk unter jedem Regenten andere Vorschriften in seiner

Hofmeistern denkt. Wehe dem Hausvater und der Familie, wo die Hofmeister — Wehe dem Staate, dessen Minister, und Lehrer des Volks blos vegetiren. Anm. d. H.

seiner Religion — wären es auch blos adiaphora — müssen gefallen lassen, wenn man einmal unbedingt annimmt, daß der Monarch als Hausvater hierin nach seiner jedesmahligen Einsicht und Eifer zu handeln befugt sey? Man nehme an, der Regent eines Volks sey eifrig katholisch, ein anderer lutherisch oder reformirt, ein dritter socinianisch gesinnt, dem vierten sey der Koran so werth als die Bibel u. s. w. Wie? sollte wohl jeder dieser Regenten befugt seyn, der ihm untergebenen Nation nach seinem System als Reformator mitzuspielen? Der Vorwand, daß er Hausvater ist, daß der Hirt das Wohl seiner Schaafe eifriger bedenkt, als der Miethling, dient ja dem einen, wie dem andern zum Schilde?)

S. 39. u. f. dringt der Hr. geh. R. sehr darauf, daß dem Fürsten nicht nur das *Jus circa politica*, sondern auch das *circa sacra* gebühre, und beweiset es sehr weitläuftig aus der Geschichte der ersten christlichen Zeiten. Für seine protestantischen Mitbrüder war dieser Beweis sehr überflüßig, und für uns ist er es beinahe auch — Wenn ihre Fürsten schon lange *Summi Episcopi* sind, so sind die unsrigen allbereits auf dem Wege *Pontifices maximi* zu werden, und alsdenn haben wir, wenigstens dem Namen nach, noch immer etwas vor den Herren Protestanten voraus.

Daß Regenten zuweilen ihre Macht gemißbraucht, und despotisch gehandelt haben, verlangt der Hr. Rath nicht zu läugnen, behauptet aber,

daß dem Fürsten demungeachtet diese Macht zukomme, wenn er auch ein übler Verwalter derselben ist oder in Religionssachen mehr mit dem Commandostab in der Rechten, und dem Blitzstrahl in der Linken, als mit dem Helm des Heils, und mit dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, sich thätig beweiset. (Wozu so viel Umschweife? Kurz heraus: dem Fürsten gebühret diese Macht, wenn er auch Nero und Diocletian ist.) „In solchem Falle folgt doch weiter nichts daraus, wie es S. 42. heist, als daß der Landesvater ein Stiefvater ist — Daß es unvermeidliche Uebel unter der Sonne giebt, und daß seine Kinder wohl seufzen, nicht aber, daß sie die Herrschaft überhaupt in Zweifel ziehen, oder daß sie ihm das Scepter aus der Hand reißen dürfen. (Wir haben hier nur ein Paar Schlussätze von dieser unausstehlich langen Stelle nachgeschrieben. Wer die Declamation ganz lesen will, und es aushalten kann, der lese sie nach. Wir glauben indeß, daß ein Paar äquivoque Fordersätze, und der nicht genug durchdachte und entwickelte Begrif: Daß ein Fürst auch Vater seines Volks sey, und daß den Kindern in keinem Falle der Widerspruch erlaubt sey, den Herrn geheimen Rath irre geführt haben. Den Namen eines Vaters trägt der Monarch als einen Ehren- und Pflichtnamen; er soll ihn stets daran erinnern, daß er, oder seine Vorfahren — dies gilt gleichviel — die oberste Gewalt im Staate nur unter der sehr wesentlichen Bedingung erhalten

ten haben: die seinem Zepter untergebene Menschen nicht wie unglückliche Sklaven, sondern wie Kinder mit Vaterliebe zu behandeln — Dieser Vatername drückt also nichts weniger, als eine sogenannte *patriam potestatem* im strengsten Verstande über unmündige Kinder aus. Denn so groß auch die Gewalt des Fürsten in Beziehung auf jedes Individuum insbesondere ist, so ist sie doch das nicht, und kann es vermöge der Natur des Gegenstandes nicht seyn, in Rücksicht auf die ganze Gesellschaft — Das ganze gemeine Wesen, oder das gesamte Volk kann doch wohl in Vergleichung mit seinem Fürsten, nicht als unmündig betrachtet werden; es ist vielmehr als derjenige Theil zu betrachten, der die ihm ursprünglich zukommende höchste Gewalt einem unter ihnen anvertrauet, und deren Ausübung unter gewissen Bedingungen zu Erhaltung seiner Sicherheit, Freiheit und Wohlfarth überlassen hat. Hier sind also keine unmündigen Kinder, die der willkührlichen Laune und Leidenschaft eines oft unnatürlichen Vaters Preiß gegeben, ihr eigenes Wohl, und was ihnen unter diesen, oder jenen Umständen conveniret, nicht einmal beherzigen dürfen: es ist der gesammte Staat, der von seinem Regenten die Erfüllung wechselseitiger Pflichten, ja nach Beschaffenheit der Dinge, auch Rechenschaft darüber fodern, und fragen darf: warum thust du das? (29) Sonderbar ist es, wenn

 S. 43.

(29) Wir leben nicht in England, wird hier mancher

S. 43. behauptet wird, daß die Unterthanen nur in dem einzigen Falle die Befugniß haben, zu dem Ja ihres Oberherren Nein zu sagen, wenn es klar am Tage liegt, daß sein Ja allgemein erkannte sittliche Pflichten, die evidentesten und ersten Wahrheiten der Religion annulliren will. (O wie viel ließ sich hier über die allgemein erkannten sittlichen Pflichten fragen! Wie viel würde der Herr Rath zu raffiniren haben, wenn er uns etwas Bestimmtes und Unwidersprechliches auf die Frage antworten sollte: Ob ein Regent, wenn es ihm einfiel: die nackten Tänze der Spartanerinnen, den Concubinat der Priester, die Vielweiberei der Patriarchen, rc. der Sittlichkeit unbeschadet, in seinen Staaten einführen könne? Und wo ist das Symbolum der evidentesten und ersten Wahrheiten der positiven Religionen? Die Lehre von der Dreifaltigkeit, von der Gottheit Christi, ist für die eine Parthei eine der ersten: für die andere aber gar keine Wahrheit, vielmehr einer der evidentesten gröbsten Irrthümer; sie kann also nicht zu den evidentesten Wahrheiten gehören. Eben so wenig das Dogma von der Rechtfertigung

cher bei sich selbst sagen — Das ist freilich wahr: aber doch auch nicht in dem alten Cappadocien, wo den dummen, und die Würde der Menschheit nicht fühlenden Einwohnern nicht wohl war, wenn sie nicht einen despotischen Treiber zum König hatten. Anm. d. Herausg.

gung durch den Glauben, von den Höllen-Strafen, von dem ursprünglichen Verderben des Menschen, u. dergl. folglich kann der Fürst von allen diesen nach Gutdünken disponiren: er darf nur sagen, ich halte das für keine evidente Wahrheit, und mehrere in meinen Staaten denken so wie ich. — Aber vielleicht will der Herr geheime Rath seinen obigen Satz nur relativisch, das heist, in Beziehung auf die Glaubensartikel der Volksreligion verstanden wissen: allein diese Glaubensartikel sind ja nichts weniger, als allgemein erkannte Wahrheiten, z. B. unsre Lehre von dem Glauben an eine sichtbare und unsichtbare Kirche; von der Transsubstantiation rc. Der Regent mit hellen Augen, der hier so wie der Doctor Theologiæ Spreu, und nicht Weitzen siehet, kann daher eben so wohl, wie dieser, auch in Glaubensartikeln Reformator werden. Das Volk kann nach den erwähnten Grundsätzen niemals befugt seyn, dem Ja des reformirenden Regenten ein Nein entgegen zu setzen; es muß aus Ehrerbietung gegen den Willen und die Stimme des Hausvaters, deren immer einer diesen, der andere jenen Weg zu seiner zeitlichen und ewigen Wohlfarth ihm vorzeichnen darf, bereit seyn, seinen Kopf bald auf der linken, bald auf der rechten Achsel zu tragen; es muß blinzen, nur schief sehen, aufrecht gehen, oder seinen Rücken krümmen — alles, wie es der Hausvater für gut findet. Bedauernswürdige Menschheit, wie kläglich ist dein Loos!)

S. 46. „Aber wo steht denn geschrieben, daß ein Regent die tollen Einfälle abergläubischer Narren, und die Mißbräuche eines verbrannten Gehirns zu respectiren, einen Beruf habe? (Sachte! Herr geheime Rath. Dieser Narren giebt es noch zu viel. Frankreich, Spanien, Portugal, ganz Italien, selbst unser liebes Oesterreich, die wenigen ausgenommen, die bereits aus Grundsätzen Anhänger der gesündern Meinungen geworden sind, kurz, das ganze katholische Christenthum ist voll davon: *infinitus est numerus!* Thorheiten und Vorurtheile bleiben freilich das, was sie sind, unter allen Himmelsbreiten, und der Philosoph sieht sie in ihrer eigenen häßlichen Gestalt, selbst mitten im Heiligthum — Aber das einzige wahre Mittel, das Menschengeschlecht davon zu heilen — man kann es nicht oft genug wiederholen — ist Aufklärung, nicht Hohngelächter und wilde Spötterey. Sie sollen nicht respectirt, aber eben so wenig beschimpft werden. Menschen als abergläubische Narren verlachen, die das Unglück haben, mit der Muttermilch und durch die Erziehung von gewissen Meinungen angesteckt zu seyn, wie dies der Fall selbst bei unserm gegenwärtig aufgeklärten Monarchen, und allen seinen glorwürdigsten Vorfahren war, ist die äußerste Intoleranz, und ausschweifende Narrheit. Wenn ich lachen will, sagt irgendwo Seneca, so habe ich den Gegenstand ganz nahe: ich lache über mich selbst.)

S. 50. u. f. „Daß eine Gränzlinie seyn müsse, wird niemand bestreiten wollen. (Wer bezeichnet sie diese Gränze? ist es nicht wieder der Wille, und die Einsicht des Fürsten, wenn er selbst reformirt?) Es kommt alles darauf an, ob ein Fürst in kirchlichen Einrichtungen und Abänderungen der wahren Gottseligkeit nicht zu nahe trete, (und diesen Punkt, wer soll ihn ausmachen, der Fürst oder seine Räthe?) und offenbaren Hauptlehren in der Bibel nicht das Autodafé mache. (Man hätte uns ein Beispiel einer solchen offenbaren Hauptlehre geben sollen. Die Verwandlung des Brodes und des Weines in den Leib und das Blut Christi ist eine dergleichen Hauptlehren für uns, wir finden sie in den Einsetzungsworten *Hoc est &c.* ganz deutlich. Eben so geht es mit unserm Kirchen-Calcul, daß Drey Eins sind: mit unsrer Hölle und Fegefeuer ꝛc. da doch die Herren Neologen jetzt überall das Gegentheil in eben der Bibel finden, die so sehr zu unsrer Aufklärung wirken könnte, wenn wir nur erst über den Sinn der Worte völlig mit einander eins wären.) Ist er von solchen Anmaßungen frei, so thue er, was er will, *quidquid visum fuerit*, die Unterthanen sind verbunden, ihm Gehorsam zu leisten. (Wie gut ist es, daß der Herr geheime Rath nicht bei uns engagirt ist, er könnte wohl den Kaiser in Versuchung führen, ein Paar Pröbchen nach dem *quidquid visum* mit unserm Gehorsam anzustellen.)

Von

Von S. 61 = 75. wird sehr erbaulich, nur etwas kleingeisterisch, über die Nützlichkeit der christlichen Religion dem Verfasser der Berliner Briefe vorgepredigt: Nicht anders, als ob der Zusammenhang der christlichen Religion mit der Polizirung, Aufklärung, und überhaupt mit der Wohlfarth der Völker in gedachten Briefen gänzlich geläugnet würde. Dies verräth offenbar, daß der Herr geheime Rath die Briefe zuweilen mit einer kleinen Zerstreuung gelesen. So viel wir davon verstehen, wird darin nichts weiter behauptet, als daß Volksreligionen, so mancherlei sie auch seyn mögen, und so abentheuerliche Ceremonien und Gebräuche unter den Heiden statt gefunden haben, wenn sonst gute Policei und Gesetzgebung vorhanden war, die zeitliche Wohlfarth des Bürgers und den Flor der Staaten nicht gehindert haben. Man kann sich nicht genug wundern, wie Männer von Einsicht über einen Satz, den die ältere und neuere Geschichte so auffallend bestätiget, ein so lautes Geschrei aufschlagen, ja sogar daraus folgern können: der Berliner Verfasser hielte die Religion für eine Seifenblase. — Daß selbst eine wahre und aufgeklärte Religion der allgemeinen Wohlfarth nicht nützlich sey: steht nirgends in den Berliner Briefen, und doch wird diese Stelle mit dem Beisatze: *ipsissima verba* des Herrn Briefstellers S. 75. angeführt. Wahrscheinlich hat sie der Herr Rath bloß durch schiefe Consequenzenmacherei aus den beiden Stellen in den Berl. Br. S. 207. und 219.

gezo-

gezogen, die uns aber nichts weniger als dieses zu besagen scheinen.

S. 76 u. f. wird über zwei Zeilen in den Berl. Briefen, wo eine Anspielung auf die albernen Religionsgebräuche der Egypter, Griechen, Römer und Chineser nur gleichsam im Vorbeigehen hingeworfen, und dabei bemerkt ist, daß darbei Thorheiten im Volksglauben, wenn die wesentliche Verfassung des Staats nur sonst guter Art ist, dem bürgerlichen Wohlstande nicht unmittelbar schaden — über diese Bemerkung wird auf vielen Seiten so viel Witz und Gelehrsamkeit — freilich längst bekannte, und ohne Kritik wieder nachgebetete Dinge — ausgekramt, daß wir nicht einsehen können, für was für Leser der Autor kalkulirt haben muß, als er seinem geheimen Rath alle die mehr als egyptische und griechische Weisheit in Mund legte. So ist z. B. S. 86 schön und lieblich zu lesen, daß Jacobsleiter zu einem Bilde der aufgeklärten Religion gemacht wird, wo die lieben Engelchen zum Himmel steigen, und die Thiere unten bleiben; (30) die Christen mit Geistern,

(30) Ich besinne mich irgendwo gelesen zu haben, daß Abraham, als er den Berg Moriah, in der Absicht, seinen einzigen Sohn dem Herren zu schlachten, bestieg, seinen Esel unten am Berge angebunden habe. Dieser Esel, spricht der theure Mann Gottes, ist die Vernunft, die der Vater der Gläubigen allerdings wie

stern, die Flügel haben, und die Egypter mit Bären verglichen werden. *Ipsissima verba* des Herrn geheimen Raths — So wie er mit Egypten fertig ist, fällt er über Griechenland her, und beweiset gegen den Berliner Verfasser, daß die Weisheit der Griechen, wie die Weisheit der Egypter, eitle Thorheit, Griechenland nicht die Lehrerin aller gesitteten Völker des Erdbodens, sondern die Büchse der Pandora, und die aufgeklärten Griechen — *ipsissima verba* des Herrn Raths — zweibeinige Hasen gewesen, die vor den vierfüßigen Hasen davon liefen. Bei den Römern sind ihm die heiligen Hühner und Gänse ein Stein des Anstoßes; er wünscht, daß sie solche als profane Hühner und Gänse behandelt, und — die Pointe ist zwar trivial, aber doch auffallend — lieber verschluckt, als beguckt hätten. Nur von China räumt es der Hr. geheime Rath ein, daß dieses Reich weder von der Schildkröte, (31) noch

wie einen widerspenstigen Esel — *asinum calcitrantem* — behandeln, binden, und gebunden unten am Berge zurücklassen mußte, wenn sie seinem Glauben in Darbringung des Opfers nicht hinderlich seyn sollte — Dergleichen Bilder sind herrlich und erbaulich, nur Schade, daß sie für den gesunden Menschenverstand nicht brauchbar sind. Anm. d. Herausg.

(31) Es scheint, als ob der Herr Autor der Raffinerien nicht recht wüste, was er aus der chi-

noch von Bonzen und Bonzinnen in seiner Blüthe konnte gehindert werden. Und die Ursache? — ist nicht gesunde Policei und Gesetzgebung, sondern — man merke es wohl — weil der Kaiser und die Großen der Lehre des Con-fut-se, oder der natürlichen

chinesischen Schildkröte machen solle, weil er in seiner Vorrede eine Gottheit daraus gemacht hat. Der Schu-King, den einige in der Ordnung der canonischen Bücher der Chineser insgemein nach dem Y-King, oder der sogenannten Loos-Tafel folgen lassen, wird ihn eines bessern belehren. Er braucht sich nur hierüber bei Herrn *de Guignes* Raths zu erholen. Ueberhaupt scheint der Verf. mit der chinesischen Litteratur nicht so vertraut zu seyn, wie mit der egyptischen und griechischen; denn über die letztere sagen die Schulcompendia schon etwas mehr und denn giebt es Lexica, wo man nur nachschlagen darf, um in dieser Materie volle Weide zu haben — Aber die Schriften über China, wenigstens die bessern, und so viel wie möglich kritisch bearbeiteten, sind bis jetzt nicht so ganz gemein: aus diesen würde der Verf. gelernt haben, daß es mit der Aufklärung des Regenten und der Mandarins nicht immer so gut stehet. Nicht die Aufklärung, sondern der Despotismus hat gewissermaßen das Priesterthum aus China verdrängt, und den Kaiser, der unmittelbar dem Himmel opfert,

lichen Religion zugethan sind — Wie wenig ist doch der Kopf unsers geheimen Raths für Combinaisons gemacht! Wenn es ihm einleuchtet, daß in China Bonzengift und Aberglauben die Wohlfarth des Staats nicht hindern können, weil Beides durch die Aufklärung der Großen überwogen wird, so hätte er ja das Räthsel von Egypten und Griechenland, von dem alten Rom, und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, von Erzkatholischen Ländern — hier muste ihm Venedig und Genua in ihrem ehmaligen Flor; Mayland und die katholischen Niederlande, die noch jezt die Goldgruben unsrer Staaten sind, einfallen — sich sehr leicht auflösen können, ohne daß er die undankbare Mühe übernahm, die einstimmigen Meinungen aller Gelehrten von Einsicht, die offenbarsten Facta der Geschichte durch witzige Verzerrungen und angeführte Babiolen entkräften zu wollen. Er dürfte nur überall, wie bei den Chinesern,

opfert, zum obersten Hohenpriester gemacht; aber dem ungeachtet fehlt es nicht an Beispielen in der Geschichte dieser Nation, wo die Bonzen den Hof samt den Mandarinen zu ihrer Parthei hingerissen haben. So hat man den Kaiser *Kao-tsou* wie unsern Karl V. vom Throne steigen, und das Noviziat in einer Bonzerie antreten gesehen: doch blieb die Verfassung von China nach wie vor, was sie von jeher gewesen ist. Anm. d. Herausg.

nesern, annehmen, daß Priester und Volksglaube mit allen ihren Verbrähmungen und Schnörkeln in solchen Fällen durch die überwiegende Einsicht und Weisheit derjenigen, die am Ruder sind, verhindert werden, auf die Wohlfarth des Staats einen schädlichen Einfluß zu haben. Er kann ganz ruhig seyn, der für die Religion so sehr besorgte Menschenfreund. Kein vernünftiger Mensch wird deswegen auf den Einfall kommen, die heidnischen Religionen der christlichen, und unter den Christensekten die aufgeklärtere der minder aufgeklärten gleich schätzen zu wollen.

S. 109. wird abermals falsch citirt: ein offenbarer Beweis, daß man sich eines verfälschten Nachdrucks, dergleichen gleich Anfangs durch gewinnsüchtige Buchhändler verbreitet worden, müsse bedient haben. In der Originalausgabe gedachter Briefe heist es keinesweges, wie hier angeführt wird, auch den bigotesten Katholiken hindert sein Aberglaube nicht, in jeder Situation des gemeinen Lebens ein brauchbares, nützliches, und selbst großer Handlungen fähiges Mitglied zu seyn; sondern wörtlich: „Es ist ja in Ihrem und unserem Lande ein Erfahrungssatz, daß den Katholiken, ich meine den Altgläubigen im strengsten Verstande als Gegenbild zu dem Neugläubigen aufgestellt, sein frommer Aberglaube nicht hindert u. s. w.„ Hier ist also von keiner eigentlichen Bigoterie, die beim Protestanten, wie beim Katholiken, beim Muselmann, wie bei dem

 Heiden

Heiden statt finden kann, sondern, wie es auch zu Ende dieser Stelle heist, vom strengsten Katholicismus die Rede, nach welchem alle Gebote der römischen Kirche, die, wie bekannt, für ihre Beobachter nur *quoad actus externos* verbindlich sind, und die gewöhnlichen Unterscheidungs-Gebräuche, von welcher Art sie immer seyn mögen, respectirt, und ausgeübt werden. Dieser Mechanismus, will vermuthlich der Verfasser der Berl. Briefe sagen, geht seinen gewöhnlichen Gang fort, ohne irgend einem sichtbaren Einfluß auf die Berufsgeschäfte desjenigen, der sich ihm unterzieht; er kann dabei der intriganteste Staatsmann, wie Richelieu, der gröste Feldherr, wie Eugen, der tiefsinnige Gelehrte, wie Mallebranches, kurz, er kann, seiner Religion unbeschadet, Landwirth, Kaufmann, Soldat, Künstler, Dichter, Redner rc. und alles im hohen, vorzüglichen Grade seyn. Der Herr Geh. Rath muß auf Sprachgebrauch, und Rhetorik völlig Verzicht leisten, wenn er diese Stelle mißverstehen kann, und eine Sache, die niemand bewiesen haben will, nämlich: daß Richelieu, Eugen rc. nicht bigot gewesen, uns erst weitläuftig zu beweisen verlangt.

Die fernern Raisonnements über Kathol. Regenten, Staats- und Kriegsmänner — wobei sogar der wichtige Umstand gemeldet wird: daß Kaunitz und Laudohn keine Skapulier tragen — sind Ueberbleibsel einer Aufklärung, die der

gute

gute Rath ehedem auf den niedrigsten Stufen von seinen Kollegen, und gewiß nicht in den Zirkeln der feinern Welt erhalten haben mag. Eben so oberflächig und einseitig fällt die Parallele zwischen Bayern, Franken, und den Bayreuthischen Landen aus. Der Geh. Rath weis nicht recht, was er auf Rechnung der Religion, oder auf Rechnung des Einflusses der Regierung zu bringen hat. Um des Selbstdenkens, und des beschwerlichen Auseinandersetzens der Dinge entübriget zu seyn, betet er uns ein paar Anmerkungen aus des Herrn Nicolai Reisen vor, die aber in dem Werke dieses Verfassers eine ganz andere Figur machen, als wo sie der Witz des Herrn Geh. Raths hingestellt hat. (32)

 S. 129.

(32) Der Herausgeber weiß aus der Erfahrung, daß es schmeichelhaft für einen Autor ist, sich angeführt zu sehen: aber auch sehr unangenehm, wenn es von einem Manne, oder auf eine so widersinnige Weise geschiehet, daß man dabei mehr verlieren, als gewinnen kann. Oft machen gewisse Stellen, da wo sie hingehören, eine gar herrliche Wirkung, die aus dem Zusammenhange gerissen, und — was das Schlimmste ist, wenn sie obendrein übel gepaart werden, bei Lesern, die mit dem Plan der Schrift nicht bekannt sind, uns den Verdacht der Uebereilung zuziehen müssen. Uebrigens müsten wir Herrn Nicolai nicht kennen,

S. 129. kommt die ganz falsche Conclusion aus den Berl. Briefen vor: „Also ist Reformiren unnöthig, und Josephs Reformation ist so wenig eine Wohlthat, daß sie vielmehr eine Geisel ist.„ Von alle dem stehet nicht ein Wort in der Originalausgabe. Ueberhaupt müssen wir freimüthig gestehen, daß uns die Schlüsse des Herrn Geh. Raths etwas voreilig und verdächtig scheinen. Wir wollen nicht glauben, daß er

kennen, oder die Komplimente des raffinirenden Autors müssen ihm sehr misfällig seyn. Denn so entschieden sein persönliches Verdienst, und auch der Nutzen der unter seiner Firma herauskommenden A. D. B. ist, so muß es ihm doch selbst sonderbar klingen, wenn ihn der raffinirende Theolog S. 205. den Verleger des Lichts nennt, und S. 204. von der A. D. B. sagt: es sey unter den Büchern das, was Johannes unter den Juden war, nämlich — der Vorläufer Christi. *Voyez des rayons gros comme le bras!* sagt der erhabene Verf. in seiner Kritik über die deutsche Litteratur. Ich weiß wohl, was der Theolog damit sagen, und daß er durch diese Aeußerung die ersten Schritte seiner Aufklärung dem Leser der A. D. B. als einer Vorbereitung verdanken will, wie es auch der Zusammenhang ausweiset; aber darum bleibt die Wendung nicht weniger auffallend als komisch. Anm. d. Herausg.

er die Absicht habe — Ein Fall, der doch zuweilen bei der theologischen Christenliebe eintritt — zur Ehre Gottes und der Religion den Berliner Verfasser geradezu zu verläumden: dazu scheint uns aus andern Stellen sein Herz zu gut, und sein Charakter zu edel zu seyn — Aber die strengste Logik hat er im Schließen wahrhaftig nicht beobachtet. Wenn z. B. mehr gedachter Autor behauptet, daß das Wohl der Völker, und der Flor der Staaten auch unabhängig von gewissen Reformen bewirkt werden könne, so folgt ja daraus nicht, wie wir schon oben zu verstehen gegeben, daß alles Reformiren schlechterdings unnöthig, daß nicht irgend eine Reformation, wenn sie in Zeit und Ort unter den gehörigen Umständen und Modificationen geschiehet, für das menschliche Geschlecht Wohlthat sey. Der Werth aller Dinge in der Welt ist relativisch: sollte es die Reformation weniger seyn? —

Aber der Verf. der Berl. Briefe verwirft unsre Reformation, und hat Aberglauben und Mönche in Schutz genommen — Wo? Vielleicht wenn er S. 191. mit klaren Worten sagt: „Ich fühle „es wohl, daß Ihnen, und vielleicht vielen selbst „meiner protestantischen Mitbrüder, (33) die nur „auf

(33) Wer etwas Menschenkenntniß besitzt, bedarf keines pythischen Wahrsagergeistes, um weissagen zu können! Die Protestanten freuten sich, wie ein Kind ob seiner Weihnachten, daß

„auf die Oberfläche der Dinge hinsehen, und sie „durch ein von ihren eigenen Vorurtheilen gefärb„tes Glas betrachten, diese Sprache auffallen, daß „es hie und da einen sophistischen Buben geben „kann, der den Sinn meiner Worte verdrehen, „mich zum Vertheidiger der Mönche, Mißbräu„che, und des Aberglaubens machen, und für ei„nen Mann ausschreien wird, der es nicht ein„sieht, wie nöthig, heilsam und wichtig die „Reformation ist, die Joseph II. angefangen „hat — Ja das ist sie! Ich unterschreibe es, wenn „man will, mit meinem Blute.

Und S. 205. „Ich habe alle Achtung für die „Epochen machende Reformation des Kaisers, und „bin überzeugt, daß sie in mancherlei Betrachtung „nicht ohne Nutzen in der Folge seyn dürfte: wenn „nur erst die große Gährung vorüber, und al„les, das jetzt noch so manchen Wechsel und „Veränderung erfährt, im gehörigen Gleise und „Ordnung seyn wird.„

Fer-

daß es nunmehr ihren alten Erbfeinden, dem Papst und den Mönchen mit einmal so böse gieng; was war natürlicher, als daß ein Mann, der ihnen mit seinen Briefen gewissermaßen die Queere kam, und gerade heraussagte, daß sie nur die Oberfläche der Dinge sähen, wenigstens dem größern Haufen, dem eben so, wie dem unsrigen, sein Köhlerglaube alles ist — nicht willkommen seyn konnte. Anm. d. Herausg.

Ferner S. 218. „Was ich mit diesen Prä„missen sagen will? — Gewiß nicht, daß die „Reformation Ihres Monarchen keine Wohl„that für die Menschheit sey: sie ist eine der „grösten in unsern Augen, und wir glauben „nicht — wie Sie uns S. 63. als ein schielender Ver„läumder beschuldigen — von dem Verdienste „Friedrichs eine Lorbeer zu entreissen, wenn wir „diese edle That Josephs, so wie sie es wirklich „verdient, anerkennen, hochschätzen und be„wundern.„

Wir könnten noch mehrere Stellen hier anführen, die es unläugbar darthun, daß der Autor weit entfernt, die besten Absichten unsers Monarchen zu verkennen, sie vielmehr aufrichtig schätzt und bewundert; wobei er zugleich die wesentlichen Hindernisse, die aus der Natur des Menschen überhaupt, und aus dem Lokale unsrer Staaten insbesondere fließen, und wodurch der Fortgang einer heilsamen Reformation noch aufgehalten, und die Heranreifung ihrer erwünschten Früchte verzögert wird, geprüft, und dabei seine Gedanken als Weltbürger — unbekümmert ob sie dem Gefühle gewisser Partheien wohl oder wehe thun — freimüthig geäußert hat. Diese sollen auch, wie wir schon mit mehreren in der Einleitung erwähnt haben, in Zukunft wenigstens zum Theile der Gegenstand unsrer Untersuchungen seyn. Jetzt wollen wir nur den Hrn. Geh. R. einmal für allemal ersuchen, seinen Witz auf Kosten der Wahrheit

heit nicht länger spielen zu lassen. Wozu soll z. B. der in den Berl. Br. nirgends befindliche Ausdruck: daß Josephs Reformation eine Geissel sei? Entweder hat ein Falsarius von Nachdrucker diese Stelle eingeschoben, oder der H. Rath hat sie nur in der Absicht herbeigezogen, um in einer witzigen Parallele den Kaiser mit dem Herrn Christus vergleichen zu können. Dieser, sagt er, gieng auch in den Tempel zu Jerusalem, — machte eine Geissel von Stricken, und trieb alle zum Tempel hinaus, die da feil hatten, verschüttete den Wechslern das Geld, und stieß die Tische um — Und so wenig Christus einen Mißbrauch von der Geissel gemacht hat, so wenig macht ihn auch Joseph. (34) (Ist es nicht offenbar, daß man hier nur die Geissel zur Veranlassung macht, sich über das

(34) Mit Erlaubniß der Herren Verfasser! Die Vergleichung ist nicht neu, sehr trivial, und in unsern 7 Kreutzer-Broschüren gewiß zum 20mal wieder aufgewärmt worden. Erst kürzlich hatte ein Mönch den lustigen Einfall: es wäre zu wünschen, daß Se. Majestät der Kaiser dem Erlöser nicht nur im Austreiben, sondern auch darin möchte nachahmen, daß er es wie dieser bei dem Umstoßen der Geldtische bewenden ließe. Der Herr Christus, sagt er, hat zwar das Geld verschüttet, aber keines in die Tasche gestochen: die Wechsler durften es wieder aufsammeln. Aber unser Geld — —

Man

das Austreiben der Mönche, und das Umstoßen ihrer geistlichen Wechseltische belustigen zu können?)

S. 135. „Kaiser Valens ließ diejenigen Mönche, welche keine Kriegsdienste annehmen wollten, zu Tode prügeln. Wer könnte es einem Joseph wehren, wenn er gleiche Leibesübungen mit seinen Mönchen wollte anstellen lassen, wenn sie nicht zur Fahne schwören wollten. (Dieser Scharfrichtervorschlag ist sicher nicht nach dem Geschmack Josephs des Menschenfreundes, dafür stehen wir!) Wer könnte es ihm verdenken, wenn er alle mögliche Zwangsmittel brauchte, zumal in der Lage, in der er sich jetzt mit den aufgeblasenen Holländern befindet: (besser, wenn er daraus eine Legion für Rußland errichtete, und sie nach der Krimm schickte — Wer fühlt es nicht bei solchen Vorschlägen, denen nur Phalaris Ochse fehlt, um die Mönche aus ihm brüllen zu lassen,„ daß sich der Hr. Geh. Rath nach gerade in ein Wesen verwandelt, dessen Bestandtheile — um nicht zu beleidigen — wir nicht einmal zergliedern wollen. Nur das können wir dem Hr. Rath nicht unerinnert lassen, daß Toleranz und wahre Aufklärung von dem Grundsatze ausgehen: was du nicht willst, daß dir geschehe ꝛc.)

Hierauf folgt nun eine ganz erbauliche Rhapsodie von Mönchspossen und Albernheit, so wie sie

Man lachte über den Einfall des treuherzigen Lorenzo, aber man fand ihn wahr. Anm. d. H.

sie Kochem und andere Legendenschreiber, wie sie Fiedler, und wohl tausend alte und neue Broschüranten ohne allem Nachsinnen blos für den Gaum des niedrigsten Pöbels geliefert haben. Franciscus soll gar einen Menschen getödtet haben, damit er das Vergnügen haben möchte, ihn wieder zu erwecken. S. 147! Nach diesem Wunder und Zeichen führt uns der Herr Rath in die Olimstage der fanatischen Kreuzzüge zurücke, macht uns die alten Scheiterhaufen, Pulververschwörungen, Königsmorde, Vergiftung der Hostien (er hätte auch des Kelchs hinzu setzen können) und den Handel mit der Aqua Tofana wieder erinnerlich, und das alles, um ein paar Worte aus den Berl. Briefen zu widerlegen, und gegen den Autor zu beweisen, das es nie Mönche gegeben, noch jetzt gebe, die Samariter und Menschenfreunde gewesen. — Aber wie finden der Herr geheime Rath das Oel, das noch jetzt die barmherzigen Brüder ohne aller Rücksicht auf Religion in die Wunden der Traurigen gießen? — Es ist fremdes Oel, das sie dazu gestohlen haben. Vortreflich raffinirt!

Daß der Aberglaube unter uns seine Verehrer gehabt, und noch hat, ist freilich wahr; und eben so wahr ist es, daß Mönche und Mönchsgenossen, so wie überhaupt Priester und Priestergenossen aller Völker und Zeiten, fanatische Streiche, Uebermuth, und Thorheiten in Menge ausgeübt haben. Die Geschichte der Menschheit mag

sie aufbewahren; sie mögen in den Annalen der Völker wie ein Pharus leuchten, damit die Nachkommen die Klippen sehen, wo Tugend und Verstand ihrer Vorfahren gescheitert haben. Aber soll darum des Aufwärmens dieser Alfanzereien unter uns kein Ende seyn? Ist es dem aufgeklärten Protestanten anständig, das Papier mit einer Waare, die nur in Tabagien, Wein- und Caffeehäusern noch gangbar ist, bei jeder noch so geringen Veranlassung zu besudeln? Ist das die Einladung zur Aufklärung und Toleranz? Ist es das Zeichen der Versöhnung, daß die Brüder untereinander sich ihre Irrthümer mit Bitterkeit ohne Unterlaß aufrücken, und daß wir die Kinder noch um der Possen willen lächerlich machen, die einst ihre Väter getrieben haben? Doch wir wollen nicht mehr sagen, und vielleicht haben wir schon genug gesagt, um in den Augen des H. Geh. Rathes als Leute, denen die Religion eine Seifenblase ist, als Beschützer der Mönche und des Aberglaubens mit dem Verf. der Berl. Br. in einerlei Verdammniß zu stehen.

S. 159-60. lernt man die Schriften kennen, die, nach den Lobsprüchen des geh. R. zu urtheilen, wohl gar unsre *Chefs d'œuvre* sind — Es sind nämlich unsre Prediger-Kritiken. Es ist doch gut, daß man durch die Ausländer zuweilen aufmerksam gemacht wird: bis jetzt hielten wir diese meist Studenten-Arbeit nicht für wichtig genug.

S. 171. u. f. wird behauptet, daß die Schriften der Katholiken besser und sicherer auf ihre Mitgenossen wirken, als die Schriften der Protestanten: das ist sehr wahr, wenn sie nur erst gut sind; aber daraus kann die billige Forderung des Berliner Verf., daß der zu eingeschränkte auswärtige Bücherhandel erleichtert werden möge, nicht widerlegt werden.

Zuletzt ist der Hr. geh. R. mit dem Berl. V. darüber eins, daß die Toleranz in kaiserl. Staaten noch sehr eingeschränkt sey, indeß erkennt er doch auch so viel, wie gegenwärtig davon da ist, mit dankbarem Herzen: stärket seine Brüder im Glauben gegen die verführerischen Insinuationen des Berliners von der Möglichkeit eines Widerrufs der ihnen zugestandenen Freiheiten, und schilt die Ungenügsamen, indem er ihnen sagt: „Wenn Er Kaiser wäre, so würden ihn die unzufriedenen Gesichter so mancher Protestanten, die mit allem Zwirn der Welt, wenn man sie ins Labyrinth führte, nicht aus dem Labyrinth herauskommen würden, ärgern und er könnte leicht in Versuchung gerathen, ihren Glaubensgenossen die unerkannten Wohlthaten wieder zu nehmen." (35.) (Aber

(35) Wohl den Mönchen, daß dieser Geh. Rath nicht Kaiser ist! Er könnte in Versuchung gerathen, so wie sein Kaiser Valens — Gott habe ihn selig! — alle zu Tode prügeln, oder

(Aber wenn Sie Kaiser wåren, mein Herr, so wůrde alsdenn der Kaiser nicht so denken, wie jezt der geh. Rath, oder — er můste nicht Joseph seyn!)

Dies sind unsere wenige unmaßgebliche Gedanken über das Gegenstück zu den Briefen aus Berlin. Wir verkennen den guten Willen des Autors nicht, und wissen das wirklich Gute, und Wahre, das in seiner Schrift vorkommt, zu schätzen: aber wir sind auch überzeugt, daß wenn er ohne aller Beziehung auf die Berliner Briefe, deren Plan und Absicht hier ganz verfehlt ist, über die Macht — Nothwendigkeit, Art und Weise, und Zeit zu reformiren geschrieben, und alles dieses aus der Natur der Dinge, der Gesellschaft, und des Menschen, die bei jeder Reformation, und folglich auch bei der unsrigen Cynosur seyn müssen, mit philosophischer Einsicht entwickelt hätte, so würde er bei der noch großen Unbestimmtheit der Begriffe über diese Materie für den grösten Theil der Leser etwas gemeinnützigen gethan, aber alsdenn freilich kein

oder wenigstens, wie einst der Partheigänger *Frangepani* ein Pröbchen mit einem Paar Kapuzinern aus Genua gemacht, sie alle castriren zu lassen, wenn sie nicht mit ihm *armata manu* die Schelde eröfnen wollten — Aber Dank der Vorsehung! daß sie nicht leicht einen solchen Geheimenrathskopf auf den Rumpf eines Kaisers setzt — Anm. d. H.

kein Gegenstück, sondern einen nützlichen Beitrag zu den Berliner Briefen geliefert haben.

V.

Militärisches Sendschreiben des Pr. v. L. dd. Wien den 18 Jun. 1784.

Da wir es uns einmal zur Pflicht gemacht haben, dem Publikum alle die Schriften vorzulegen, die auf die Friedelschen, oder die Berliner Briefe eine unmittelbare Beziehung haben; so können wir dieses merkwürdige Sendschreiben (36) um so weniger mit Stillschweigen übergehen,

(36) Die Bekanntmachung dieses Sendschreibens, dessen Verfasser mit den Anfangsbuchstaben L. P. v. L. unterzeichnet, und wie bereits bekannt, der österreichische General Prinz von Ligné ist, haben wir dem ehedem in Königl. Preuß. Diensten bei dem Dragoner-Regiment von Bosse gestandenen, und jetzt bei dem Chursächsischen Garde du Corps stehenden premier Lieut. Herrn von Brenckenhoff zu verdanken, einem fleißigen, verdienstvollen Manne, der sich durch seine Militär-Paradoxa: durch die Uebersetzung der *Prejugés militaires*, und

gehen, da uns die militärischen Einsichten, das Erhabene des Verfassers, den wir noch als Obristen in unsrer Armee gekannt, und im 7jährigen Kriege seine persönliche Tapferkeit, und Kriegsfähigkeiten

zu

und des Buches über den Dienst der leichten Truppen um das Publikum verdient gemacht hat. Herr von B. erhielt dieses Schreiben unmittelbar von Pr. v. Ligné mit folgenden Ausdrücken: „Wenn Sie die Güte haben wollen, dieses Schreiben zu übersetzen, (sonderbar! sollte der Berliner Autor das französische Original weniger verstanden haben?) und es dem Verfasser der Briefe von Berlin zu überschicken, so werden Sie mir einen Gefallen erweisen. Ich bitte aber meinen Namen nicht dabei zu nennen, sondern ihm blos zu sagen: Sie hätten es von einem Oesterreichischen Officier, der Ihr Freund wäre, erhalten.„ Da es nun dem Herrn von B. wie er in der Anmerkung sagt, aller Bemühungen ungeachtet, nicht möglich gewesen ist, den Namen des Verfassers der Briefe von Berlin zu erfahren; so ließ er die Uebersetzung dieses Schreibens, weil es für den Herrn Verf. der Berlin. Briefe nichts beleidigendes enthielt, in die Berliner Militär Monatschrift pro Januar. 1785. unter der Ueberschrift: Schreiben eines Oesterreichischen Officiers an einen seiner Freunde in sächsischen

zu bewundern Gelegenheit gehabt haben, ganz vorzüglich schätzbar sind. Von einem Verfasser, der einsichtsvoller Feldherr und Schriftsteller zugleich ist, der selbst in seinen *Prejugés militaires* so manche Vorurtheile voll edeln Muthes niedergerissen hat, durften wir es erwarten, daß er den Gegenstand, den er ins Auge faßt, mehr als ein anderer durchdringen, und über denselben selbst in einem bloßen Briefe *Imperatoria brevitate* mehr Zuverläßiges sagen würde, als irgend ein anderer Schriftsteller in einem dickleibigen Quartanten. Es war uns daher, wir leugnen es nicht, als wir die erste Nachricht von dem Inhalt dieses Schreibens durch einen Freund erhielten, so gar unbegreiflich, wie ein P. v. *L.* der, was er schreibt, als Kenner schreibt, und als Kenner liest, was er liest, den Verfasser der Berliner Briefe wegen einer Herabwürdigung unsers verdienstvollen Feldmarschalls Gr. v. Lascy in Verdacht haben konn-

te,

schen Diensten ꝛc. einrücken, und dadurch ward des Prinzen Auftrag erfüllt. Herr von B. hat ihn im Eingange blos als Oesterreichischen Officier genannt, bei der Unterschrift aber ließ er die Anfangsbuchstaben des Namens seines Durchlauchtigsten Korrespondenten L. P. v. L. stehen. Das Publikum hat durch diesen schönen Militärbeitrag ungemein gewonnen, und Se. Durchlaucht haben nichts dabei verlohren. Anm. d. Herausg.

ke, daß wir lieber die ganze Nachricht in Zweifel gezogen hätten, wenn nicht ein paar Monate darauf eben dieses Schreiben auf Veranlassung des Herrn v. Brenckenhoff in der Berliner Militärmonatsschrift, wäre bekannt gemacht worden. Hier fanden wir nun zu unsrer grösten Beruhigung, daß der erhabene Verf. an dem über den Berliner Autor gefällten Urtheile ganz schuldloß: daß er die so genannten Berliner Briefe nicht einmal gesehen, vielweniger selbst gelesen, sondern bloß in einer Unterhaltung mit einem Freunde etwas davon gehöret, und durch sinistre Berichte, die ihm dieser Freund davon abgestattet hat, überrascht worden sey. Einen Beweis davon geben des Verfassers eigene Worte, wenn er schreibt: „Er (nämlich der jetzt erwähnte Freund) „hat mir hiervon einiges erzählt, welches mich „mehr in Erstaunen gesetzt, als geärgert hat; denn „Sie, und jeder aufgeklärte Mann wird es entweder nicht glauben, oder doch zum wenigsten, um „einen richtigen Begrif davon zu erhalten, sich nä„her davon zu unterrichten suchen." Worin diese Erzählungen bestanden haben, wird zwar nicht gemeldet, aber selbst der Plan und die deutliche Absicht dieses Briefes läßt uns auf ihren Inhalt und dessen *Valeur intrinseque* sehr wahrscheinlich zurückschließen. Der Pr. v. L. macht es sich zur Pflicht, die großen Eigenschaften des Feldmarschalls, und die seit 1740. bei den wichtigsten kriegerischen Vorfällen von ihm erworbenen praktischen Kriegskenntnisse in das helleste Licht zu setzen, und seinen Verdiensten in den Augen aller Welt

die Gerechtigkeit zu verschaffen, die man ihm, wie er glaubte, in den Berliner Briefen versagt hatte. Ist dies wirklich in den gedachten Briefen geschehen, so kann man nicht anders als den Eifer eines Generals loben, der den Ruhm seines noch lebenden Feldmarschalls, von dessen Einflusse auf das Zutrauen der Kriegsvölker das Glück der Waffen gröstentheils abhanget, aufrecht zu erhalten, und in der Welt zu verbreiten sucht. Dies ist so billig, daß wir nicht einen Augenblik anstehen, zu behaupten: wir würden der unglücklichen Schlachten weit weniger gezählt haben, wenn unsre Truppen von einem Seckendorf, Neiperg, Karl von Lothringen glücklichere Begriffe gehabt, und unter jener ihrer Anführung mit eben dem Zutrauen, wie unter der Anführung eines Eugens, Launs und Laudohns gefochten hätten.

Allein, gesetzt, daß der Verfasser der Berliner Briefe, indem er in der Hitze des Streites seinen Gegner zu weit verfolgt, nicht immer auf das, was ihm zur Rechten und Linken lag, gehörig Rücksicht genommen: daß er, indem er in einer enthusiastischen Aufwallung für Theresien und Daun, den beleidigten Gegenstand mit Eifer vertheidiget, die Gränzen des kaltblütigern Beobachters überschritten hätte — kann man wohl die Behauptung, daß zu gleicher Zeit die Verdienste des Gr. v. Lascy geläugnet, sein Heldenruhm gekränkt, und seine großen Eigenschaften herabgewürdiget worden, auch nur mit einer einzigen Stel-

le

ke aus den Berl. Briefen belegen? War es seine Schuld, daß er in Friedels ungeschickten Lobsprüchen so viele fade Hyperbeln, so viel Schauspieler-Unsinn, so manche des großen Lascy gewiß unwürdige Anekdote, und eine zwischen ihm und Daun stets zum Nachtheil des Letztern überspannte Parallele vorfand? Wahrlich! es kann für unsern Feldmarschall nicht schmeichelhaft seyn, wenn er seinen Wohlthäter, und verdienstvollen Vorgänger im Amte seines Ruhmes beraubt, und sich mit dieser Depouille, womit ihm ein elender Schriftsteller die Cour machen will, beehret sieht; es kann ihm nicht schmeicheln, wenn man sagt, daß er die gedienten braven Männer aus der Armee ausgemerzt, um der Antagonisten weniger zu haben; und daß er *par finesse* den Chargenhandel begünstiget habe, um sich enthusiastische Anhänger und Kreaturen in Menge zu verschaffen; und endlich kann sich dieser wirklich große Mann in der stupiden Vergleichung, wo man ihn bald dem Eugen, bald dem Aristides gegen über stellt, unmöglich gefallen. Dies ist der ergiebige Stof von Thorheiten, die der Verf. der Berl. Briefe beleuchtet, und wo er freilich, wenn er gerade bei Laune war, starke Ausbeute gefunden hatte. Wahrscheinlich würde er dieses Schauspielergeschwätze keiner ernsthaften Widerlegung gewürdiget, sondern blos verlacht, und die Materie ganz mit Stillschweigen übergangen haben, wenn sie nicht der Gegner, um mehr Aufsehen zu machen, mit den wichtigsten Gegenständen so genau verwebt hätte.

 Der

Der Feldmarschall Lascy hat seine Anhänger, und Feinde; und welcher General in der Armee hat nicht die seinigen? Nur die Eugene, die Schwerine, die Herzoge von Braunschweig werden allgemein geliebt — Nichts war also natürlicher, als daß jede Parthei die Berl. Briefe nach dem verschiedenen Spiel ihrer Leidenschaften beurtheilen, und commentiren muste: aber in der ganz falschen Auslegung, als ob der Autor den Grafen v. Lascy zu einem bloß theoretischen Feldmarschall gemacht hätte, kamen beide, obgleich aus sehr entgegengesetzten Gründen, überein. Die einen, nämlich seine Feinde, nahmen diese Auslegung um so eher an, weil solche ihnen den Vorwurf, welchen sie dem Feldmarschall wegen seiner, wie sie glauben, übertriebenen Ordnungsliebe, und des Hanges zur militärischen Kleinmeisterei von jeher gemacht haben, am besten zu rechtfertigen schien; seine Freunde aber nahmen sie an, um mehrerwähntem Autor ein Verbrechen daraus zu machen, daß er die Parallele zwischen Daunen und Lascy gerügt, die Vergleichungspunkte näher bestimmt, und jedem Verdienste dieser beiden großen Feldherren seine eigene Stelle angewiesen hatte. Wäre die Kritik nur nicht aus Berlin geschrieben, so würde man es dem Verf. eben nicht so übel genommen haben, daß er einen sinnlosen Panegyricum mit kritischem Auge geprüft, und das Gold von den Schlacken gereiniget hat: aber jetzt muste sie verdächtig seyn, weil wir die Wahrheit, wie die Münze, bloß nach dem Gepräge des Landes beurtheilen.

Es ist nicht ohne, daß in den Berl. Briefen hie und da von theoretischen Kenntnissen des Feldmarschalls gesprochen wird: aber werden ihm dadurch die praktischen streitig gemacht? Nur bei der einzigen Gelegenheit, wo sein Gegner, ohne der allergeringsten Militärkenntniß, sich gewisse Raisonnements erlaubt, und Gott weis, was von Weisheitslorbeern, und ihren Vorzug vor denen, die mit dem Blute der Erschlagenen getränkt sind, sehr erbaulich, aber unsoldatisch declamirt; wo er behauptet, daß größere Talente dazu erfordert werden, ein Kriegsheer im Frieden zum Siege zu bilden, als das Schlachtfeld mit Trophäen zu erfüllen, berichtiget der Berl. Verf. diese unbestimmten Sätze durch nähere militärische Einschränkungen; erkennt den Werth der Theorien, sagt aber am Ende, daß Lascy selbst wegen dergleichen Verdienste, so gros sie auch sind, auf Eugens Unsterblichkeit, die ihm der Lobredner zugedacht hat, so lange keine Ansprüche machen werde, bis er nicht wie Eugen die Gelegenheit überkommen wird, Oesterreichs Feinde nicht durch Theorien, sondern praktisch zu schlagen.

Aus dieser Stelle wird nun allgemein geschlossen, daß der Verf. der Berliner Briefe den Feldmarschall Lascy zu einem bloßen Theoretiker machen, und ihm alle praktische Kriegskenntnisse habe absprechen wollen — Wie richtig, werden diejenigen wissen, die, wir wollen nicht sagen, etwas Schullogik, sondern nur so viel schlichten Menschen-

verstand besitzen, daß sie es fühlen, wie zwischen Schluß- und Fordersätzen kein Zusammenhang ist; denn so lautet der saubere Schluß der sophistischen Ausleger: also schlägt Lascy Oesterreichs Feinde durch bloße Theorien! Freilich eine herrliche Sache, wenn es angieng — Wir würden, ohne das Menschenblut in Rechnung zu bringen, schon an Pulver und Blei Millionen ersparen. Aber dieser Sinn liegt keineswegs in gedachter Stelle, sondern der Gegensatz der so sehr auffallenden Antithese drückt, nach unsrer geringen Einsicht, nichts anders aus, als Graf Lascy ist zu bescheiden, sich schon jetzt mit Eugen vergleichen zu lassen; er kann, er wird dieses Kompliment von seinen Lobrednern nicht eher annehmen, bis ihm Glück und Gelegenheiten zu Theile werden, sich eben so wie ein Eugen an der Spitze des Heeres thätig zu beweisen, und die Siege, wozu er jetzt nach einer gründlichen Militärtheorie das Kriegsheer vorbereitet, und durch die besten Einrichtungen in Stand setzt, dereinst zu Oesterreichs Ruhm wirklich zu machen. Dies ist die Achse, um welche sich alle Raisonnements des Verf. der Berl. Briefe drehen: nie verkennt er den großen Mann, und das mannichfaltige Gute, welches er durch die ökonomischen Kommißionen, durch die Einrichtung der Werbebezirke, durch die Ausführung und Gründung eines unter den Augen des verewigten Feldmarschalls, und seiner Leitung entworfenen verbesserten Militärreglements, kurz durch alle die verschiedenen

Anstal-

Anstalten, die unsere Kriegsheere respectable machen können, bewirkt hat; aber alles dieses scheint ihm noch kein zureichender Grund zu seyn, ihn über unsern *Cunctator Fabius* hinaus, und einem Eugen an die Seite zu setzen. Er kann es nicht verdauen, daß der ungeschickte Panegyrist, der es nicht versteht, das Gegenwärtige zu loben, ohne das Vergangene zu schänden, die ehrenvolle Monumente des alten Feldmarschalls gleichsam zertrümmert, um aus ihren Ruinen dem Neuen Trophäen errichten zu können, daß man die Verdienste unsrer alten Krieger, die das schon lange waren, was die neuern noch werden sollen, so muthwillig verringert, und von dem politischen Kriege von 1778, der hinter den Schanzen geführt worden, mehr Aufhebens machen will, als aus dem ganzen 7jährigen und vorhergehenden Kriegen, mit einem Worte, daß man die wahren Lorbern des militärischen Ruhms mit den Weisheitslorbern so sinnlos und unschicklich vermengt. Hätte der Freund des Pr. v. *L.* ihm den Inhalt der Berl. Br., in so fern sie auf den Feldmarschall Lascy einen Bezug haben, in diesem unpartheiischen Lichte gezeigt, so ist uns des erhabenen Verf. des Sendschreibens Scharfsinn, und vorurtheilfreie Denkart Bürge dafür: sein Urtheil über gedachte Briefe würde eine ganz andere Wendung bekommen haben.

Indessen, wie man oft geringen Veranlassungen zufälliger Weise schöne Wirkungen zu verdanken

ken hat, so sind wir auch jetzt der obgleich unrichtigen Vorstellung eines Freundes des P. v. L. für das vortrefliche Sendschreiben verpflichtet, welches das Publikum, ohne diese Veranlassung, wahrscheinlich, nie würde erhalten haben. Es ist mehr als Vergnügen, es ist Wonnegefühl für den Leser, aus der Feder eines Mannes, der den Menschen, und den Krieger kennt, eine biographische Skizze von unserm würdigsten Feldmarschall zu erhalten. Die dem erhabenen Verf. ganz eigene Kürze und Energie, die seltene Gabe, auch die feinsten Nüanzen durch glücklich gewählte Ausdrücke sichtbar zu machen, geben überhaupt seinen Schriften einen unerreichbaren Werth. Nach diesem aufrichtigen Geständniß, das wir als Zoll der Wahrheit, und in keiner Rücksicht auf Person und Würde des Verfassers ablegen — denn in der Republik der Gelehrten, weil sie ihrer Natur nach demokratisch ist, haben Fürsten als Fürsten keinen Rang — wird es uns erlaubt seyn, mehrerwehntes Sendschreiben mit ein paar eben so ehrerbietigen, als freimüthigen Anmerkungen zu begleiten. (37)

Gleich

(37) Es darf niemanden befremden, daß sich unsre Verfasser herausnehmen, auch über Kriegssachen zu urtheilen. Verschiedene von ihnen sind Kriegsmänner, die mit unsern gegenwärtigen Feldherren die vorhergegangne Campagnen gemacht, und theils unter ihnen, theils mit ihnen

Gleich Anfangs lesen wir mit Vergnügen die Nachricht: „Der Herr v. Lascy war im Kriege „von 1740. bei dem Heer in Deutschland, oder „Böhmen, dann in Flandern und Italien gleich „ausgerüstet, und sobald er sah, daß eine bei ei„nem dieser drei Heere vorgefallene Schlacht den „Feldzug endigte, so eilte er an 300 (französ.) „Meilen weit, einer andern beizuwohnen. Die„ses begegnete ihm, zum Beispiel, im Jahr 1746. „wo er sich von Piacenza nach Rocour begab, und „von da noch zeitig genug zur Unternehmung „in Provence zurückkehrte: denn er befand sich „bei dem Uebergange des Varro-Flusses.„

(Unser Feldmarschall fieng also seine kriegerische Carriere schon im 15. Jahre an. (38) Seine bis

ihnen schon vor 40 Jahren auf einer, und derselben Militärstufe gestanden haben. Dies haben wir im Vorbeigehen um der Schwachen willen nur erinnern wollen. A. d. H.

(38) Franz, Moriz Graf von Lascy, ist ein Sohn des 1750. verstorbenen rußischen General-Feldmarschalls, Peter, Reichsgrafen von Lascy, und der jüngste unter 10 Kindern, die er mit Martha von Funk aus Liefland erzeuget, und die ihn 1725. gebohren. Er that in seiner Jugend bei der Kaiserl. Armée in Italien, als Volontaire Dienste, und hat sich in der Schlacht bei Piacenza, und in der Unter-

zum Enthusiasmus heraufsteigende Neigung zum Kriegsstande, sein lebhafter Geist rissen ihn schon in seinem zartesten Alter von Schlachten zu Schlachten hin; gewiß, dies sind die Anlagen der Condé und Eugene! — Graf Lascy gab die frühesten Beweise davon bei Piacenza, und bei der Unternehmung gegen Genua. Man wird sich also nicht länger wundern, wie er ein so rapides Glück in unsern Diensten gemacht, daß man ihn mit etlich und zwanzig Jahren als Obristen eines Regiments, und mit etlich und dreißig als General von der Infanterie an der Spitze des Kriegsheeres gesehen hat. Nicht blos der Ruf seines in grossem Ansehen stehenden Vaters, — der freilich auch das Seinige beitrug, und dem hofnungsvollen

Jüng-

ternehmung gegen Genua vorzüglich hervorgethan. A. 1746. im Monat Jun. wurde er Major bei Berenklau, und bald darauf Obristlieutenant bei Waldeck. 1750. Obristlieut. bei Colloredo. 1754. Obrist. 1756. Generalmajor. 1758. Generalfeldmarschallieut. und Generalquartiermeister. 1758. Chef des Spreiherischen Regiments zu Fuß. 1759. Generalfeldzeugmeister. Nach dem 7jährigen Kriege überkam er den Marschallsstab, und erhielt, als der Feldmarschall Daun starb, dessen Posten fast zur nämlichen Zeit, als Se. Majest. der jetzige Kaiser Seinem höchstseligen Vater, Franz dem Ersten, in der Regierung folgte. Anm. d. H.

Jüngling Bahn machte — sondern ein zu Kriegsdiensten sich früh auszeichnendes Talent, ein in Geschäften laboriöser, und in Gefahren standhafter sich stets gegenwärtiger Geist hatte ihn frühzeitig zum Liebling der Großen gemacht, und dem Marschallsstabe entgegen gebracht. Wir stimmen also hier mit dem Einsichtsvollen Verfasser des Sendschreibens, der schon damals, wie er sagt, aus der Art, wie Herr v. Lascy den Krieg mitgemacht, und wie er von solchem sprach, auf sein großes Genie geschlossen hatte, gänzlich überein. Aber nur unter gewissen Einschränkungen können wir seiner Meinung seyn, wenn er im Folgenden etwas ironisch schreibt: „Es ist zwar wahr, „daß der Herr v. Lascy sich den Vorwurf zu ma„chen hat, während des darauf folgenden Frie„dens, bei uns Reinlichkeit, Ordnung, das fleis„sigere Exerciren, einen guten Anzug und Kriegs„zucht eingeführt zu haben; dieses aber geschah, „weil er keine andern Beschäftigungen hatte. Das „Regiment von Colloredo, dessen Obrister er war, „war ein Muster von diesem allen. Die Faulen, „Unwissenden und Neidischen, deren es überall ei„ne große Anzahl giebt, fanden den unermüdeten „Eifer des Herrn v. Lascy höchst kleinfügig.„

(Ordnung, Reinlichkeit, fleißiges Exerciren, guter Anzug und Kriegszucht sind nicht nur lobenswerthe, sondern dem Kriegsmanne ganz unentbehrliche Dinge: aber das Regiment von Colloredo trieb sie so weit, war so sehr Muster

dar-

darin, daß es andern Regimentern unnachahmlich blieb, wenigstens fanden andere Obristen, wie wir aus der Erfahrung wissen, nichts beneidenswerthes daran. (39) Selbst das Regiment de Ligné, als wir es in der 7jährigen Campagne, nach seinem Ausmarsche aus der Garnison, zum erstenmale wieder zu sehen bekamen, war ein Beweis davon, daß dessen Obrister zwar Propreté und Ordnung, guten Anzug und Kriegszucht überall eingeführt, aber die Grundsätze des Obristen von Colloredo nicht nach ihrer weitesten Ausdehnung adoptirt habe. Dies war auch nicht nöthig. Wie aber der Obrist des Colloredischen Regiments oberwähnte Dinge bei uns eingeführt haben sollte, ist völlig über unsern Begriff; ein Obrister hat den andern nichts zu befehlen, jeder handelt nach der Vorschrift des Reglements, oder sollte doch darnach handeln — Auch besinnen wir uns nicht, daß das Colloredische Regiment durch irgend ein hofkriegsräthliches Rescript der Armée als

(39) Es hat Obersten gegeben, welche die Accuratesse so weit trieben, daß sie den armen Soldaten tempoweise aus dem Bette steigen; tempoweise sich anziehen; waschen, und wer weiß, was alles sonst tempoweise machen ließen — Solche tyrannische Kleinfügigkeiten erniedrigen den Kriegsmann zur Marionette, und machen ihm seinen ohne dieß mühseligen Stand zur wahren Ruderbank. Anm. d. Herausg.

als Muster wäre vorgestellt worden. Eine solche Einführung hätte daher blos mittelst des gegebenen Beispiels erreicht werden müssen: Allein dieses Beispiel hatte nicht etwa für die Faulen, Unwissenden und Neidischen, nein, selbst für die Einsichtsvollen zu wenig Reitzendes, um so allgemein nachgeahmt zu werden.)

„Der siebenjährige Krieg nahm bei Lowositz „seinen Anfang. Er verbesserte so viel als „möglich das Versehen seines alten Feldmar„schalls; bei Prag und Leuthen, oder Lioso „that er das nämliche.„

(Diese Stelle, wir gestehen unsre Unwissenheit, ist uns völlig dunkel, und wir hätten wohl gewünscht, daß ihr entweder der Uebersetzer oder der Verfasser des Briefes mit einer erläuternden Anmerkung zu Hülfe gekommen wäre. Daß unter dem alten Feldmarschall bei Lowositz und Prag, Graf Brown zu verstehen sey, sehen wir wohl ein. Wer ist aber der alte Feldmarschall bei Leuthen gewesen? Brown nicht: dieser starb an seinen Wunden zu Prag. Daun eben so wenig: der commandirte nicht en Chef; folglich muste es Prinz Karl von Lothringen seyn, dessen Versehen bei Leuthen Graf Lascy verbessert hatte. Worin eigentlich diese Verbesserungen bestanden haben, wird hier nicht gemeldet; wir wünschten diese Lücke zum Vergnügen unsrer militärischen Leser ergänzen zu können; allein die Wahrheit zu gestehen, obgleich verschiedene von

uns

uns bey den 3. erwähnten Feldschlachten zugegen gewesen, so sind uns doch diese Verbesserungen unbekannt geblieben: daß in der Hauptsache dadurch nichts verändert worden sei, ist auch daraus klar, weil dem ungeachtet alle 3. Schlachten, oder wenn man annehmen will, daß es mit der bei Lowositz *entre deux* geblieben, doch die zwei letztern mit gar zu großen Eclat, und nicht ohne wichtigen Folgen für den Staat, verlohren gegangen sind. Aber wie dem seyn mag, ein im 1. oder 2. Treffen stehender Generalmajor an der Spitze seiner Brigade kann allerdings während der Bataille Gelegenheit finden, sich mit der ihm untergebenen Brigade im Angriff, oder in der Vertheidigung auszuzeichnen. Er kann die etwa entstehenden Lücken zu rechter Zeit ausfüllen, die Trennung der Brigaden, das Vordrängen, oder Zurückbleiben der Flügel, oder der Mitte des Treffens durch seine Aufmerksamkeit verhüten, kurz zu Erhaltung und Wiederherstellung der Ordnung am Tage der Schlacht ungemein viel beitragen. Er kann auf gewisse von ihm bemerkte Vortheile des Terrains, oder die Blößen, welche der Feind giebt, seinen Feldmarschall aufmerksam machen, und es wäre zu wünschen, daß jeder Brigadier in solchen Fällen, wie Lascy, die dazu erforderliche Einsicht, und Gegenwart des Geistes besäße: aber damit thut doch keiner mehr, als daß er nach der ihm obliegenden wesentlichen Pflicht, und vermöge des Posten, den er bekleidet, das Seinige zu Ausführung des Hauptplans beiträgt. Wir würden hier, wenn

wir

wir weitläuftig seyn wollten, nicht nur bei uns, sondern auch in andern Arméen Generals, Staabsofficiers, ja selbst subalterne Officiers als Beispiele aufführen können, welche die glücklichen Werkzeuge gewesen sind, daß ihre Feldherren entweder den Sieg erfochten, oder doch minder schreckliche Niederlagen erlitten haben. (40) Will der erhabe-

(40) *Veridicus militaris* in seinem freymüthigen Beitrage zur Gesch. des österreichischen Kriegsdienstes führt S. 53. ein Beispiel davon an. Es war der, vor der Breßlauer Schlacht von einer preußischen Vorpost erschossene Freiherr von *Vettész*, Obrist des Erzherzog Carlischen Infant. Regiments, über dessen Tod der Feldmarschall Graf Daun bei öffentlicher Parole voll Wehmuth ausrief: Wir haben einen Mann verlohren, der für die Arméen gebohren war! und ich schäme mich nicht zu sagen, daß er mir an dem wichtigen Tage der Kolliner Schlacht seinen Rath ertheilet, und ein glückliches Werkzeug meines Sieges gewesen ist. Da uns der Vorfall mit dem Baron *Vettész* sehr umständlich bekannt ist, so müssen wir hier noch erinnern, daß dieser Mann, mit dem sich der selige Feldmarschall wegen des zu vermuthenden Angriffs des Königes auf den Flügel, auf welchen er wahrscheinlich geschehen würde, besprach, nicht Brigadier, oder nur Com-

habene Verfasser des Sendschreibens es in diesem Verstande genommen haben, wenn er sagt: Der damalige Generalmajor, Graf Lascy, habe bei Lowositz, Prag und Leuthen die Versehen seines alten Mentors verbessert: so wollen wir uns nicht dabei aufhalten; es würde ein bloßer Wortstreit seyn.

„Die bei diesen dreien Schlachten erhaltenen Wunden hemmten seine kriegerischen Entwürfe. Während des zweiten „Krieges in Italien und Böhmen hatte er „bereits

Commandeur eines Regiments, sondern blos Major bei dem von erwähntem Verf. angeführten ungarischen Infanterie-Regiment gewesen, welches in der Kolliner Schlacht den rechten Flügel im ersten Treffen hatte. Der Rath, den dieser Major, in dem schon damals der Geist eines Feldmarschalls war, dem Feldmarschall gegeben, betraf die Einrichtung der rechten Flanke: wäre dieser Rath in seinem ganzen Umfange befolgt worden, und hätte man nicht unglücklicher Weise so viele Flüchtlinge, die den *terreur panique* von der verlohrnen Prager Schlacht noch im Leibe hatten, mit in diese Flanke gestellt, so ist es wahrscheinlich, daß die preußischen Truppen nicht einmal die ersten Vortheile, die ihnen den Sieg in die Hände gaben, wenn sie solche gehörig benutzten, würden erhalten haben. Anm. d. V.

„bereits verschiedene erhalten, und er bekam „seit den dreien erwähnten Schlachten noch „zwei andere im 7jährigen Kriege. Ich weis „nicht, ob er die ihm so oft zu Theil werden„den Flintenschüsse vermöge der Theorie er„hielt; denn der Verf. der Briefe von Ber„lin, soll ihm, wie man mir gesagt hat, „nicht viel Praktik zutrauen.„

Diese Stelle überzeugt uns gänzlich, daß man dem Verf. des Sendschreibens einen sehr falschen und schiefen Bericht von dem Inhalt der Berliner Briefe abgestattet habe. Aus dieser Stelle müste man schließen, als ob der Autor gedachter Briefe in einem unverzeihlichen Unsinn den Gr. von Lascy zu einem bloßen Stubenhelden gemacht, und ihm nicht einmal das Verdienst, Feldzüge gemacht, und Schlachten beigewohnt zu haben, eingeräumt hätte. Uebrigens müssen wir abermals offenherzig gestehen, daß wir auch hier den wahren Sinn des Verf. des Sendschreibens nicht errathen können. Er wird doch daraus, daß ein Kriegsmann Schlachten beigewohnt, und verschiedene Wunden dabei erhalten hat, nicht ohne Einschränkung folgern wollen, daß ihm dies an und für sich ein Recht gebe, auf vorzügliche Geschicklichkeit, und diejenigen Kriegskenntnisse Ansprüche zu machen, die dazu erfordert werden, um praktischer General, praktischer Feldmarschall nach dem ganzen Umfange dieses viel besagenden Ausdrucks zu seyn? Es giebt in allen Armeen blos vegetirende

Officiers, die übrigens ihr rechts- und linksum recht gut verstehen, und den täglichen Dienst nach der Regel verrichten. Es giebt aber auch eben so blos vegetirende Generals und Feldmarschälle, die sich durch die Länge der Zeit in allen Stufen unter vielen Wunden und Beulen bis zum Commandostab hinaufgelebt haben, ohne darum Turenne, Schwerine, Daune, oder Lascy zu seyn. Exempla sunt odiosa. Man kann auf dem Champ de bataille ein sehr braver, herzhafter Mann, und doch in anderer Betrachtung ein nur mittelmäßiger Kopf seyn. Das Gegentheil behaupten zu wollen, wäre ein gewaltiges *Prejugé militair!* Graf Lascy würde, wenn er auch nie eine Bleßur in den Schlachten, denen er beigewohnt hat, empfangen hätte, demungeachtet das decidirte Verdienst eines großen Feldmarschalls besitzen, und der theoretisch und praktisch große Mann seyn können, der er wirklich ist. Dieses Verdienst hat ihm der Berliner Verf., so viel wir aus seinen Briefen ersehen, nicht abgesprochen, wenn er behauptet, daß ihm bis jetzt nur die Gelegenheit gemangelt, es in seinem ganzen Umfange zu zeigen, um mit Daun und Eugene *en parallele* zu stehen.

„Der Herr von Lascy hatte während des „Feldzuges von 1757. durch Wegnahme der „Redoute bei Schmiedefeldt, deren er sich „an der Spitze zweier ungarischen Regimenter bemeisterte, den Sieg bei Breßlau entschieden.„

Der

der tapfere Angrif auf die Schmiedefelder Redoute, und ihre Eroberung hat uns allerdings, wie uns aus eigener Erfahrung bekannt ist, die Arbeit auf unserm linken Flügel sehr erleichtert, allwo es, weil diese Kolonne etwas früher in den Feind eindrang, und dadurch einem überaus starken Feuer der Preußen, die eine sehr herzhafte Gegenwehr thaten, en fronte, und in beiden Flanken ausgesetzt war, schon etwas mißlich um uns aussah. Das Vorrücken der vom General Lascy angeführten Kolonne machte uns also etwas Luft, und wir rückten mit unsern schon in eine kleine Unordnung gerathenen Truppen auf dem linken Flügel ebenfalls wieder herzhaft vor: aber demungeachtet zweifeln wir, da der Feind auf seinem rechten Flügel und im Centro noch ziemlich Stand hielt, daß die bloße Wegnahme der Schmiedefelder Redoute die Bataille zu unserm Vortheile würde entschieden haben, wenn nicht, durch was immer für einen Zufall die Redoute bei Gräbschen vom Feinde so leichtsinnig verlassen, und unserm rechten Flügel die Anhöhen, welche des Feindes Flanke und Rücken commandirten, zu Theile worden wären. Dieser Umstand, und die auf dem preuß. linken Flügel entstandene Confusion, entschied, nach unserer Meinung, ganz vorzüglich die Breßlauer Schlacht. Der Entwurf zu derselben, bei welchem, wie der erhabene Verf. versichert, Gr. Lascy dem Prinz Karl von Lothringen, so wie bei der Ausführung selbst, nützliche Dienste geleistet hat, war allerdings schön, und muste, wenn

anders die Götter unpartheiisch wären, bei dem weitläuftigen Terrain, welches der Prinz von Bevern occupirte, und der Ueberlegenheit unserer tapfern Truppen, sehr wahrscheinlich reussiren; vielleicht würde er aber noch weniger Menschenblut gekostet haben — und dies floß auf unsrer Seite beinahe stärker, als auf Seiten des geschlagenen Feindes — wenn man dessen Ausführung vermittelst einer stärkern Diversion durch den General Beck auf der andern Seite der Oder zu erleichtern gesucht hätte.

Im darauf folgenden Feldzuge ward Gr. Lascy General-Quartiermeister des Heeres. Der Verf. des Sendschreibens hat vollkommen Recht, wenn er schreibt, daß ihm ein jeder — das heist, jeder Kenner und Verehrer des Verdiensts — diesen wichtigen Posten bestimmt hatte. Gr. Lascy war so wohl seiner Neigung nach, als auch wegen der hiezu erforderlichen Kenntnisse, ganz dafür geschaffen.

„Der Feldmarschall von Daun bat sich ihn „dazu aus, und gab ihm auf, sich selbst einen Generalstab zur Einrichtung der Märsche und Läger zu errichten. Er unterzog „sich diesem Geschäfte mit so gutem Erfolge, „daß der König von Preußen selbst zu mir „gesagt hat: er kenne keinen Menschen, „sogar nicht in der Geschichte, der ihm „könnte vorgezogen werden; denn Sie „werden bemerkt haben, setzte er mit der Bescheidenheit hinzu, die ein Mann, der zwölf „Schlachten gewonnen hat, ohne Nachtheil „äußern

„äußern kann, daß ich in den Feldzügen
„von 58. und 59. nicht den geringsten
„Vortheil über ihre Truppen erhalten
„habe. Ich vermuthete, daß, um ihn
„dafür zu belohnen, man den Herrn
„von Lascy befördern, und er nicht Ge-
„neral-Quartiermeister bleiben würde.
„Ich sagte zu mir selbst: vielleicht werde
„ich in dem folgenden Feldzuge eine gün-
„stige Gelegenheit bekommen; ich habe
„sie gesucht und gefunden.„

Durch die angeführten Worte des Königes von Preußen will man vermuthlich den Berliner Autor auf den hohen Begrif, den selbst sein König von unserm Feldmarschall hat, aufmerksam machen; daran mag aber dieser Autor wohl niemals gezweifelt haben, wenn er anders seinen König kennt, der nicht allein Verdienste zu schätzen, sondern auch sich darüber, zumalen in französischer Sprache, schön, nervös und verbindlich auszudrücken weis. (41) Wir haben ein Beispiel davon in seinen *Me-*

 moi-

(41) Bis auf Friedrich *II.* hat die Geschichte unter den deutschen Königen keinen so populären, herablassenden und höflichen König aufzuweisen, als ihn. Zwar war sein hochsel. Vater, Friedrich Wilhelm, ebenfalls populär, und oft nur allzuherablassend; aber höflich war er nicht. Der jetzige König verbindet beides im hohen Grade, und scheint den Grundsatz Hein-

moires de Brandebourg, wo er dem Prinz Karl von Lothringen, als einem der grösten Feldherren, wegen seines Uebergangs über den Rhein, eine überaus schmeichelhafte Eloge macht. *Louer son ennemi et le battre* scheint uns die Maxime Friedrichs des Großen zu seyn. Die Worte des Königs: ich sagte zu mir selbst, vielleicht werde ich in dem folgenden Feldzuge eine günstige Gelegenheit bekommen; ich habe sie gesucht und gefunden, werden durch die darauf folgende Stelle, wo der Verf. des Sendschreibens sagt: „Der Herr von Lascy habe im Feldzuge von 1760. mit seinem Corps alle Entwürfe des Krieges gegen dasselbe verei-

Heinrichs IV. *paroles douces et main au bonnet* nach seinem ganzen Umfange sich eigen gemacht zu haben, *tout cela*, setzte Heinrich IV. hinzu, *ne coute rien!* und macht doch auf den Unterthan eine so herrliche Sensation, daß dem Brandenburgischen, wenn er seinen König *chapeau bas* sieht, bei allem Regiezwang ganz leicht ums Herze wird. Bedecken sich Eure Majestät! sagte einst ein nagelneuer Edelmann, dem die Politesse des Königes etwas ungewöhnliches war. Um Vergebung: wer sind Sie? frug der König — Der erste Edelmann, den Eure Majestät im Lande gemacht haben. Der Monarch wandte sich zu den Umstehenden, und sagte lächelnd: Verflucht schlecht gerathen! Anm. d. H.

vereitelt," gar nicht erläutert. Die Märsche und Rückzüge des Feldzeugmeisters Lascy, selbst sein Streifzug nach Berlin, waren so richtig nach der Kenntniß des Landes berechnet, und überhaupt den Umständen so angemessen, daß ihm der König bei den verschiedenen Versuchen, die er machte, nichts anhaben konnte. Der König hatte also die günstige Gelegenheit öfters gesucht, aber niemals gefunden, er fand sie endlich zu Ende dieses Feldzuges in der Bataille bei Torgau —

Im Vorbeigehen wird in diesem Sendschreiben über den Charakter des Feldmarschalls von Daun folgendes kurzes Urtheil gefällt.

„Der Feldmarschall von Daun, der den „Marschall von Sachsen bei Fontenoy ge„schlagen haben, und vermöge seines kalten „Blutes im Gegensatze des Ungestümms der „französischen Heere, vortreflich gegen solche „gewesen seyn würde, ward öfters in seinen „Unternehmungen von dem Genie Friedrichs, „der ihn überlistete, aufgehalten. Sein „bei Kollin, woselbst er die Monarchie ge„rettet hatte, erworbener Ruhm, hielt ihn „öfters ab, solchen von neuem auf das Spiel „zu setzen. Er war ein verehrungswürdiger, „stets nach Regeln handelnder Mann, und be„saß die wünschenswertheste Tapferkeit, wenn „er dem feindlichen kleinen Gewehrfeuer aus„gesetzt war, als wenn er sich ruhig in sei„nem Kabinet befand: seine Unentschlossen-

„heit aber vereitelte viele gute Entwürfe, von „welchen ihm der Herr von Lascy den besten „Erfolg versprochen hatte. Letzterer war ge„nöthiget, ihn zu überraschen, um den König „bei Hochkirch zu überfallen, wo er außer „dem Entwurf, und der ganzen Einrichtung „des Marsches und des Angriffes, die man „ihm zu verdanken hat, selbst an der Spitze „einiger Compagnien Carabinieurs und Gre„nadiers zu Pferde sich so betrug, daß er „dadurch den Sieg des linken Flügels ent„schied, und die Einnahme des Dorfs be„wirkte.„

Daß der Feldmarschall Daun sich unter dem kleinen Gewehrfeuer, und also vermuthlich auch unter dem Donner und Kanonen tapfer bezeigte, und ein stets nach Regeln handelnder Mann gewesen, scheint uns in einem tableau von diesem großen Manne ein ganz unbedeutender Zug zu seyn. Es würde nicht einmal ein Lobspruch für einen ganz gewöhnlichen Kriegsmann seyn, wenn man nichts weiter von ihm sagen könnte, als daß er brav ist: aber der erhabene Verf. hat mit wenig Worten alles gesagt, wenn er sagt: daß Daun bei Kollin der Erretter unsrer Monarchie war, ein Ruhm, der seit Eugene nur Kevenhüller zum Theile, und Daun ganz erworben hat. Darin denken wir aber mit dem Verf. des Briefes nicht gleich, wenn er behauptet, daß es eben dieser erworbene Ruhm gewesen, der ihn öfters abgehal-

ken hätte, solchen von neuem aufs Spiel zu setzen. Daun war in jedem Betracht zu sehr Patriot, zu sehr auf den Ruhm und das Wohl seiner Monarchin bedacht, als daß er blos auf seinen Privatruhm hätte Rücksicht nehmen, und, um diesen nicht zu verliehren, sich auf unwirksame Feldzüge einschränken sollen. Diese seiner Vaterlandsliebe, die nur allzusehr bekannt ist, nachtheilige Kritik kann ihn nicht treffen. Nur drei Dinge machten seine Kriegsoperationen etwas langsam und schwerfällig: Temperament; eine oft zu weit getriebene Besorgniß, dem Kriegsheere es an nichts mangeln zu lassen, und die Ueberzeugung, daß die Methode, die er befolgte, für Oesterreichs damaligen Zustand die zweckmäßigste, und für Preußen, für welches jede Continuation des Krieges aus bekannten Ursachen sehr drückend ist — der gefährlichste und nachtheiligste sey. Wäre hier der Ort, uns in ein näheres Detail über diese drei Punkte einzulassen, so sollte es uns ein leichtes seyn, sie selbst zur Zufriedenheit des Verf. des Sendschreibens zu entwickeln: so viel ist doch sehr wahrscheinlich, daß nicht leicht eine Calade von Leuthen, nach des Feldmarschalls Grundsätzen in unserer Armee erfolgen konnte — Und sind nicht selbst die Maximen unsers gegenwärtigen Feldmarschalls von Lascy, welchen er in dem Feldzuge 1778. gefolgt ist, mehr in dem Geschmack des Gr. von Daun seines letztern Lehrmeisters, als in dem Geschmack seines ersteren, des Gr. von Brown gewesen? Der

rasche Geist, das viel umfassende Genie des Letztern sind bekannt genug: aber entschieden ist es doch nicht, und in der That schwer zu entscheiden, was von beiden: Browns rascher Geist, oder das kalte Blut Dauns, und sein österreichisches Phlegma zu Errettung der Monarchie zuträglicher gewesen wäre.

Nun wieder auf unsern Feldmarschall Lascy zu kommen: nach dem Verf. des Sendschreibens soll er den Sieg des linken Flügels bei Hochkirch entschieden haben. Wir glauben der Hochachtung gegen den Gr. von Lascy nichts zu vergeben, wenn wir den Ruhm dieses entschiedenen Sieges zwischen ihm und dem verdienstvollen Feldmarschall Laudohn theilen; letzterer hatte allerdings, indem er, wie allen, die bei diesem Ueberfalle gewesen, bekannt ist, mit seinem Corps in die rechte Flanke des Königs, und zum Theile in seinen Rücken manoeuvrirte, an dem Ausschlage der Sache einen sehr beträchtlichen Antheil gehabt. Daß der Entwurf, und die ganze Einrichtung des Marsches und des Angriffes bei Hochkirch einzig und allein das Werk des Gr. v. Lascy sey, ist ein Assertum, welches sich ohne dem Feldmarschall Daun, der gewiß auf die Vertheidiger und Bestürmer seines Ruhms jetzt sehr gleichgültig von oben herab sieht, weder bis zur Evidenz beweisen, noch widerlegen läßt. Von eben der Art ist die Behauptung, daß Hr. v. Lascy den Feldmarschall vermocht habe, um die Belagerung von Ollmütz

auf-

aufzuheben, den Marsch von Podiwanow zu machen; den wir, ohne dem erhabenen Verfasser widersprechen zu wollen, nach unserer Einsicht, bei weitem nicht für den verwegensten halten, der jemals statt gefunden hat.

Bei dem Postenstreit von Maxen ist es nicht mehr als billig, daß man den Ruhm des glücklichen Erfolgs dem Gr. v. Lascy überlasse, wenn er anders, wie in diesem Briefe versichert wird, durch sein anhaltendes Bitten den Feldmarschall Daun dazu bewogen hat. Es ist auch besser, wir überlassen den Ruhm einem einzigen, und zwar demjenigen, der ihn als erste Triebfeder verdient, als daß sich die ganze Generalität, die dieses Unternehmen mit ausführen half, darein theilen sollte. (42)

Der erhabene Verf. sagt in seinem Sendschreiben noch verschiedenes über die guten Einrichtungen, die der Hr. v. Lascy in unsrer Armee getroffen hat, sobald er nach des Feldmarschalls Tode in dessen Posten eingerückt ist. Niemand, selbst der

(42) Und diese Generalität bestand in nicht weniger, als 1 Feldmarschall, 1 Generalfeldzeugmeister, 1 General von der Cavallerie, 5 Gener. Feldmarschalllieut. 10 Generalmajors. Also eine Generalität von 18 Individuis, die alle an dem Ruhm der Maxner Affaire des postes Theil genommen haben. Anm. d. H.

der Berliner Verfasser nicht, wird dieses große Verdienst an unserm Feldmarschall verkennen. Der Pr. v. L. hielt es aber, aus schon erwähnten Gründen, für nöthig, ihm in den Augen der preussischen Officiere, die, wie er sich ausdrückt: vortreflich schlagen, und schreiben, aber von uns, ohne uns zu kennen, sprechen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. „Aus dieser Ursache, fährt er fort, hat auch derjenige, welcher oben erwähnte, nemlich die Berliner Briefe geschrieben, Unrecht zu sagen: wir wären stets so gut gewesen, als wir jetzt sind, und es sey eine Schande, gute Positionen zu nehmen.„ Dergleichen Anmerkungen kann nur derjenige über ein Buch machen, der es nicht gelesen hat; sie würden sicher nie aus der Feder eines so guten Kenners geflossen seyn, wenn er sie nicht auf die Nachricht eines unzuverläßigen Freundes niedergeschrieben hätte.

VI.

Noch einmal Johann Friedel der Schauspieler mit dem zweiten Theile seiner Briefe.

In der Leipziger Ostermesse 1785. tritt der Schikanedersche Schauspieler mit einem zweiten Theile von Briefen aus Wien an einen Freund in Ber-

Berlin, abermals auf — Schon ist Crispinus wieder da! — und deklamirt einem ehrsamen Publikum in 56 Briefen, deren immer einer komischer, als der andere ist, seine Vertheidigung vor. Dies konnte man ihm nicht übel nehmen: sie war ihm erlaubt, diese Vertheidigung, von Gott und Rechtswegen; sie war ihm nothwendig, um in den Augen der Welt, und besonders in den Augen seiner beleidigten Landesleute seinen Verstand und Herz zu retten; sie würde ihm so gar heilsam gewesen seyn, und zur Ehre gereicht haben, wenn er sich nicht auf eine ganz verkehrte Art dabei benommen, und eben dadurch die letzteren Dinge schlimmer, als die ersteren gemacht hätte, wie wir sogleich sehen werden.

Da sein voriger Freund, schreibt er in der Vorrede, blos Ideal, und, wie der Berliner Verf. muthmaßte, schriftstellerischer Kleister war; (43) so wolle er den zweiten Theil seiner Briefe

(43) So ganz Hirngespinnst war der vorige Freund und Korrespondent des Herrn Friedels eben nicht — Er hat ein wirkliches Daseyn in B.. aber freilich ein sehr unbedeutendes. *Faex hominum!* die sich für weniger als dreissig Silberling nach Preuß. Courant, zu einer Schmähschrift gegen den ersten Mann im Staate würden erkaufen lassen. *Ego hunc intus et in cute novi!* An solchen liederlichen Purschen fehlt es weder in Wien noch Berlin.

Wien

se an den Verfasser der Briefe aus Berlin richten. Um nun diesen Briefen eine gute Art von Anstrich und täuschender Empfehlung zu geben, läst er sie unter Sr. Hochfürstl. Durchl. Karl Anshelm des heil. Römischen Reichs Fürsten von Thurn und Taxis allerhöchsten Schutz erscheinen. Man müste sich in der That wundern, wenn Ihro Durchlaucht bei ihrer decidirten Kenntniß des Schönen und des Guten so viel Herablassung bezeigt, und die Gevatterschaft bei dieser Aftergeburt wirklich angenommen hätten. Auf einer andern Seite aber wird dadurch das in den Berliner Briefen bemerkte: *Iohann Friedel et Geisler* der jüngere *Nobile par Fratrum!* vollkommen wahr gemacht. Keiner von beiden läst sich durch vernünftige, wohlgemeinte Erinnerungen, nicht einmal durch kritische Ruthenstreiche in seiner Schreibseligkeit irre machen: Beide radotiren, compiliren, schreiben fleißig aus, und decidiren *ex tripode* so lange fort, als ihnen der liebe Gott noch Gänsekiele, und ein paar gesunde Finger verleihet. Wir wollen

Wien hat Pasquille auf Kaunitzen, und Berlin Schmähschriften auf Herzbergen gelesen, das heist: auf die zwei redlichsten und gelehrtesten Staatsmänner, die gewiß eine der seltensten Erscheinungen am politischen Staatshimmel sind, und deren kaum einer oft in Jahrhunderten entsteht. Anm. d. H.

len — da wir nach gerade des Dinges müde sind — die in dem zweiten Theile dieser Briefe enthaltenen Klage- und Verantwortungspunkte des Herrn Friedels, so kurz wie möglich, unsern Lesern vor Augen legen, und es ihrer eigenen Entscheidung überlassen: *quid valeat nummus?* —

In der Vorrede vertheidigt sich der Autor weitläuftig gegen die Kritik, die in dem 59. Bande der Kr. d. W. über seine Schriften ergangen ist. Er hätte stolz darauf seyn sollen, daß die Recensenten sich mit dieser undankbaren Arbeit befaßt, und Sachen, die unter der Kritik sind, doch einer Kritik gewürdiget haben. Wir hätten es eben so wenig gethan, wäre es nicht um der Schwachen willen, die dieser politische Schröpfer mit seiner *Laterna magica* im Finstern blendet, und vornehmlich in der Absicht geschehen: bei solchen Veranlassungen unsern Mitbürgern etwas auf ihren gegenwärtigen Zustand Passendes und Gemeinnütziges zu sagen.

Von den Berliner Briefen getraut er sich zu behaupten, daß sie keine Wiener Frucht wären, sondern in Preussen ihr Entstehen gefunden haben. Mit einer unverzeihlichen Unbescheidenheit nennt er einen General Gaudi; den Geh. Rath Hymen in Berlin; einen Hauptmann Blankenburg; den Verfasser des Spitzbarts in Breslau, und endlich mit einer Dreistigkeit, die ohne Beispiel ist, sogar den verdienstvollen geheimen Etats-

Etats- und Cabinetsminister v. Herzberg, in dessen Hause, nach einiger ihrem Vorgeben, diese Briefe geschrieben worden, oder doch auf seine ausdrückliche Aufmunterung durch die 3te Hand entstanden wären. Wir können Herrn Friedel diese boshafte Schalkheit, ob er sie gleich durch eine erzwungene Wendung zu bemänteln sucht, unmöglich so hingehen lassen, und müssen zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß die von ihm angeführte Namen unter uns hier nie genannt worden, folglich entweder Friedels eigenes Hirngespinnst, oder leere Muthmaßungen seiner niederträchtigen Korrespondenten, vielleicht die seltsamen Einfälle von ein paar seiner hungrigen, die Welt auf Gerathewohl durchwandernden Mitbrüder sind. Wir könnten verschiedene Männer anführen, auf welche in- und außerhalb Wien die witzigen Fuchsjäger anonymischer Schriftsteller gerathen haben: aber gehören denn solche Quellen für das Publikum? Kann man so etwas nachbeten, wenn man nicht ein schamloser Bube ist? —

Im ersten Briefe führt Herr Friedel bittere Klagen „über die verdrüßlichen Situationen, in welche „ihn seine Briefe hineingezogen hätten; über den Haß der Prätoren und Volkscohorten, über das „traurige Schicksal, daß gerade der Mann, der allge„meinen Nutzen zu stiften strebt, ganz allein auf dem „Schauplatz der Welt da stehen müsse„ — Nicht anders, als ob er wirklich der verdienstreiche Mann wäre, der mit seinen Rhapsodien vom elendesten

Schrot

Schrot und Korne allgemeinen Nutzen zu stiften im Stande ist, und der auf dem Schauplatz der Welt so ganz allein ohne Gehülfen, und Mitarbeitern da stehen muß — Gewiß, ein Cato müste über so viel Eigenliebe dieses Menschenkopfs lachen! Um allgemeinen Nutzen zu stiften, muß man diejenigen, wo man ihn stiften will, nicht so gröblich beleidigen, sondern mit dem Bleimaaß in der Hand seine Schritte und Unternehmungen abwägen, nicht überall heroische Quacksalbermittel, sondern solche gebrauchen, wozu Menschenkenntniß und gesunde Philosophie, wozu die Lage der Dinge, und die Umstände rathen, kurz, man muß seine Gaben besser, als der Verfasser der Wiener Briefe gethan, anzuwenden wissen. Das Poßierlichste in dieser Stelle ist, daß er eines großen Sonnenfels (44) Beredsamkeit nachäffen will. Er pfropft

(44) *Monsieur* Friedel, dem es, wie wir bereits oben erwähnt haben, mehr am *Iudicium* als am Witze gebricht, sah es ein, daß er mit dem ersten Theile seiner Briefe beim Herrn v. Sonnenfels ins Wespennest gestochen, und sich beinahe die allgemeine Verachtung unsrer Gelehrten zugezogen hatte. Man vergab gewissermaßen dem Berliner Verfasser seine caustischen Einfälle, und wünschte nur, daß er einen Theil davon weggelassen, und zuweilen seinen patriotischen Aufwallungen nicht so viel Raum

pfropft daher seinen ganzen mythologischen Wust zusammen, um ein paar abgedroschene Gemeinplätze gegen Ignoranz, Aberglauben, und die Lauigkeit seiner Mitbürger, die ihm in Beförderung des Aufklärungsgeschäfts zu träge und unwirksam scheinen, an Mann zu bringen. Nachdem man nun mit dem mythologischen Witzling über seinen Kaukasus, an dem, wie er sagt, seine Mitbrüder für den gefräßigen Geyer geschmiedet sind, und über den Ossa, den die Stürmer der Aufklärung auf den Pellion geschleudert haben, mit gesunden Gliedern hinweg ist, und die ganze an Redner-Floskeln reichhaltige Declamation verschlungen hat; sieht man sich am Ende mit einer

erbau-

Raum gegeben hätte; Friedeln vergab man es nicht, daß er den würdigen Sonnenfels, den selbst der Berliner Verfasser, wie man trotz seiner übeln Laune sieht, aufrichtig hochschätzt — desgleichen andere gelehrte Männer muthwillig angestochen, und indem er sie in seinen Briefen auf eine sehr plumpe Art ins Spiel mengte, ihnen die zuweilen zu scharf gerathenen Kritiken des Berliner Verfassers beigezogen hatte. In diesen Briefen sucht also Herr Friedel durch ein paar hie und da angebrachte Fleuretchen die Sache wieder gut zu machen: allein die Wunden, die man einem Schriftsteller schlägt, wenn sie auch heilen, behalten lange die Narbe. Anm. d. V.

erbaulichen Strafpredigt an die Biedermänner der Nationen beehret. „Mit Schaam im Gesichte, und niedergeschlagen, ruft der von seinem angeblichen Eifer der Aufklärung trunkene Verfasser aus, muß ich es gestehen, statt daß ihre eure Kräfte für die gute Sache sammeltet, reibt ihr sie vielmehr unter euch selbst auf. Der Ehrgeitz auf dem Schlachtfelde, eine Pyramide, die der Zerstörung trotzt, sich zu errichten; die Ruhmsucht — gleich dem Kallaß zur Leuchte zu dienen — (wer versteht das?) Die Begierde immer und ewig bei jedem Manövre, das ihr zum Vortheile der guten Sache macht, euch die Lorbeerkränze um die Schläfe zu winden, verdirbt alles wieder, was ihr gewonnen habt.„ In diesem rednerischen Taumel geht das immer so fort, bis wir am Ende erfahren, was eigentlich die Biedermänner, die Aufklärung zum Zwecke haben, nebst ihren Gefährten thun sollten, nämlich, Wunden auf Wunden schlagen, zu dem Schritt, den sie gewagt haben, sogleich den zweiten wagen, bevor sich die Gegner von dem ersten Taumel erholen, und in neue Positur setzen können.„ O des vortreflichen Aufklärers! wie genau er doch die Rechte der Menschheit kennt, wie gut er sich auf das Handwerk versteht! —

Im 2ten Briefe macht er dem Berliner Autor, als einem Manne von vielen Talenten ein paar affektirte Komplimente. So ein Mann, glaubt er, hätte ihn nicht so schildern können, wie er gethan, wenn er nicht durch das Souffliren in der

Ferne, durch Klaglibellen, die ihm Wiener Skribler, Wiener Jesuiten, Wiener Kurialisten, Wiener Histrionen, (hier ist doch von Schauspielern die Rede?) Wiener Vagabonden, Wiener Excellenzen und enzen von allerlei Zuschnitt, durch die 3te 4te Hand mitgetheilt haben, wäre irre geleitet worden — Hr. Friedel bringt hier unsre Excellenzen und enzen von allerlei Zuschnitt, also wahrscheinlich auch Eminenzen und Universitäts-Magnificenzen, unsre Kurialisten 2c. mit Vagabonden und Narren in eine sehr artige Gesellschaft! Und doch giebt er dem Berliner, weil er ihm seiner Unbesonnenheit wegen den Kopf wusch, und die Lauge dazu mitunter mit Pottasche schärfte, in Ansehung seiner Person lieblose Absichten Schuld. Der Autor der Berliner Briefe wuste ja nicht einmal, wie wir sehr deutlich aus seinem ersten Briefe abnehmen können, ob ein Johann Friedel ein wirkliches Wesen, oder ein bloßes *Ens rationis*, ein *Qui proquo* von Namen sey. Wie konnte er also auf die Person dieses Schikanederschen Schauspielers, dessen Existenz er so ganz ignorirte, eine Rücksicht haben? Unbekümmert, wer der Verf. der Wiener Briefe sey, zeigte er die darinn vorkommenden Thorheiten an. Wer hieß denn Herrn Friedel seinen großen Namen diesen Briefen vorsetzen? Warum schrieb er nicht, wenn es doch einmal, es sey aus Drang des Herzens, oder um das liebe Brod geschrieben seyn muste, anonymisch? Ist es nicht die Schuld seines unbescheidenen Verfahrens, wenn durch die Berliner

Brie-

Briefe seine schielenden Ausfälle auf die größten Häupter Europens ins Lächerliche gestellt worden, und diese Darstellung ihm eine öffentliche Verachtung zugezogen hat? Wir sind übrigens überzeugt, daß ein bloßer Schriftstellerstreit seiner Lage als Bürger nicht schädlich seyn, und seine Glücksumstände auch nicht um ein Haar kränken wird; dazu ist unsre Regierung zu weise — und sollte es zufälligerweise geschehen, daß irgend eine Kabale zu seinem Nachtheil wirkte, so würde er doch immer seine Unvorsichtigkeit einzig und allein anklagen müssen. Aber auch in diesem Falle würden wir ihn bedauern, und ihm unsre Hülfe durch die dritte, vierte Hand, in welchem Betracht er sie immer bedarf, aufrichtig anbieten lassen. Herr Friedel und seine Briefe stehen bei uns in keiner so genauen Verbindung, daß wir nicht den Autor lieben und schätzen, und seine Schriften, wo sie uns mißfallen, gering halten sollten. Das konnte sich aber der Verfasser doch vorstellen, daß er bei der gegenwärtigen Gährung eine äußerst gefährliche Bahn betrat — *incedis super cineres dolosos* — daß der Name eines obscuren Schauspielers der Sache, die er behandelte, und so wie er sie behandelte, eben kein größeres Gewicht geben, ja nach dem gewöhnlichen Vorurtheile, wie wir schon erwähnt haben, es mag so sehr Vorurtheil seyn, als es wolle, genug, es ist da — den Werth seiner Schrift vielmehr herabsetzen würde; warum muste denn also Hanns Friedel an der Stirn des Buches paradiren? Hier kommt

es freilich nicht darauf an, ob Plautus, der die Sitten von Rom schildert, Mühlsäcke trägt: aber darauf kommt es gar sehr an, ob Friedel, der die Sitten von Wien schildert, ein Plautus, oder weiter nichts, als ein litterarischer Mühlsackträger ist, der sich nicht darauf einlassen sollte, über Dinge zu urtheilen, die so weit über seinen Horizont sind; denn dazu ist es wahrlich nicht genug, daß man ein Paar Büchelchen gelesen, in einem traurigen Incognito ein wenig in der Welt herum gestreift, und — *per guadagnar la vita*, ein Paar Rollen fürs Theater auswendig gelernt hat. Es thut uns Leid, daß wir Hrn. Friedel das Alles sagen müssen, wir hätten sicher seines Namens nicht mehr erwähnt, und es bei dem, was wir über den ersten Theil seiner Briefe gesagt haben, bewenden lassen; aber wer giebt ihm das Recht, seinen Landesleuten zum zweitenmal mit eben der Frechheit ins Angesicht zu spotten? Auf dem Theater, wenn er sonst die lustige Rolle gut zu spielen verstünde, möchte das noch so hingehen; aber als Schriftsteller mit dem Publikum eine Komödie spielen zu wollen, ist wahre Beleidigung des öffentlichen Geschmacks.

Aus dem 3ten Briefe, wo er seine eigenen Rhapsodien nur mit einigen kleinen Abänderungen wieder abschreibt, hätten wir, um seinetwillen, das Glaubensbekenntniß über die Fürsten gern weggewünscht; es ist trauriges Schülerwerk ohne allem philosophischen Scharfsinn, voll unbestimmter Begrif-

Begriffe, kurz eine Arbeit, dergleichen unsre *Rhetores*, bevor sie noch *ad altiora* schreiten, häufig und besser auf ihren Schulbänken verfertigen. Bis jetzt dachten wir, der Verf. kennte seine Stärke und Schwäche; aber das muß er nicht: wie könnte er sich sonst auf den armseligen Auskehricht seiner kleinen Schriften, noch etwas zu Gute thun? Nur sein Briefstyl ist mittelmäßig, obgleich außerordentlich ungleich, und hier mochte er auf das *Dicier hic est!* gewaltig gerechnet haben! Darum nannte er sich auch an der Spitze seiner Briefe. Aber Meisterstücke von Briefen sind es doch wahrlich nicht! Nur gewisse Leser, denen gerade der Schwindelgeist, und ein *Je ne sai quoi*, welches eben nicht von der besten Art ist, und das wir, um dem Verf. nicht zu nahe zu kommen, in seiner Dunkelheit lassen wollen, am meisten gefällt, d. h. eben das, was Männern von Einsicht misfällt, lesen sie gern. Das alles abgerechnet, muß man dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es ihm in diesem Fache noch am besten geglückt ist, alles übrige, was er für die Bühne, oder sonst in einem schriftstellerschen Fieberanfalle geleistet, hat eine traurige Gestalt, und ist ein so unglücklich zusammengeflickter Cento, daß er sich dieser Ausgeburten seines Witzes gewiß nicht zu rühmen hat. Um noch einmal auf sein Glaubensbekenntniß zu kommen, so ist es so bekannt, und so unschuldig, daß es uns eine höchst lächerliche Rodomontade scheint, wenn er dabei ausruft: keiner von *national*-Preußen hätte je etwas

ähnliches gewagt, nur ein freigeborner Oesterreicher könnte sich dies herausnehmen u. s. w. Der gute Friedel! Er kann sein Glaubensbekenntniß mit aller Sicherheit mitten in Berlin, mitten in Wien, in Constantinopel, oder Pekin declamiren — Man wird ihm keinen Einspruch machen: denn im Ganzen besagt es nichts weiter, als daß gute Fürsten gut, und schlechte schlecht sind. Wer wollte einen Menschen hindern, dem es einfiel mitten auf den Markt zu treten, und in seiner Begeisterung die große Wahrheit zu predigen: daß Schurken Schurken, und ehrliche Leute, ehrliche Leute sind! Man würde ihn plaudern lassen, und mitleidig vorübergehen.

Der 6te Brief ist ein klarer Beweis, daß Herr Friedel nicht einmal das Handwerk, das ihm Brod giebt, wir meinen das Ausschreiber-Handwerk recht verstehe; sonst würde er uns nicht neuerdings die schon hundertmal aufgewärmte Parallele zwischen der Hierarchie des *Dalai-Lama*, und des Papstes mit allem, was sie an Wahrheit und lügenhaften Mährchen enthält, so ganz ohne Auswahl, ohne Kritik, und ohne aller Beurtheilungskraft hingeschrieben haben. Aber das galt unserm Autor gleich viel, wenn er nur das süße Vergnügen schmeckte, sie nach dem gegenwärtigen Bedürfniß aufgestutzt, und so eingerichtet zu sehen, wie sie seiner Absicht: Papst und Kardinäle, Bischöfe und Mönche, nebst allen Anhängern an den alten Religionsgebräuchen lächerlich zu machen, am besten entsprach.

Der 7te Brief — Möchten wir doch nichts darüber sagen dürfen! Aber wir glauben es der Wahrheit schuldig zu seyn, im Namen aller aufgeklärten, rechtschaffenen Patrioten zu erklären, daß man beinahe durchgängig diesen Brief für nichts anders genommen hat, als was er wirklich ist, nemlich ein crasses verunglücktes Witzspiel, ein Gewebe von Unbesonnenheiten, die des Verfassers Herzen so wenig Ehre machen, als seinem Witz. Wie armselig z. B. ist nicht die Anspielung auf den königl. preuß. General v. Gaudi, unter dem Bilde des Moguliſchen Satrapen? Wie niederträchtig die Absichten, welche den Berliner Briefen, die dieser Satrape geschrieben haben soll, angedichtet werden? Wir schämen uns, ein Wort darüber zu verliehren; nur das befremdet uns, wie der sinnreiche Verfasser den groben Widerspruch nicht bemerkt hat, worein er sich selbst verwickelt, wenn er uns auf der einen Seite den Berliner Briefsteller mit ausdrücklichen Worten als einen Mann schildert, der so viele und tiefe Einsichten besitzt; der den feinsten Witz, den geläutertesten Geschmack, verräth; der mit den Grazien und Musen, und den Mysterien der Weisheit so innigst vertraut zu seyn scheint; und ihm auf der andern Seite Absichten beilegt, die schlechterdings mit den erwähnten Eigenschaften unvereinbar sind. Ein Mann von solchem Charakter würde sich doch gewiß von keinen *Excellenz Souffleurs*, wie sie Herr Friedel nennt — er mag durch diesen hämischen Ausdruck auf Wien, oder Berlin zielen —

 zu

zu einer Schrift verleiten lassen, die seinen Grundsätzen *è diametro* entgegen gesetzt ist. Und gewiß, wie abscheulich, und allen Begriffen von Recht und Ehre entgegen musten sie nicht seyn, diese Mogulische Briefe, die der vom Verfasser aufgestellte Satrape auf unmittelbare Veranlassung eines Mannes, der am Staatsruder sitzt, nach China schrieb, und daselbst häufig verbreiten ließ, bloß in der Absicht: die Bonzen und Unterthanen dieses Reiches gegen ihren wohlthätigen reformirenden Kaiser in Aufruhr zu bringen? Hinterher mag es der Verf. der Wiener Briefe wohl gefühlt haben, daß er eine Karrikatur entworfen, indem er seinen Satrapen, oder ohne Bild, den Verf. der Berliner Briefe zu gut, und den Endzweck dieser Briefe zu schlecht geschildert hatte. Er wirft also S. 53. die Frage auf: wählt man auch den erklärten rechtschaffenen Mann, den Mann ohne Schlangenherz zu Werken der Finsterniß? Freilich nicht! wenn aber, wie hier vorausgesetzt wird, ein erklärter rechtschaffener Mann, ein Mann ohne Schlangenherz die Berliner Briefe geschrieben hat, so können sie wahrlich kein Werk der Finsterniß seyn.

Der 8te Brief, worin Brandenburg Deutschlands Windloch genannt; die Brandenburger für etwas mehr, als Gasconier, und Berlin für das Monopol der Windmacherei in Deutschland ausgegeben wird, ist eine wahre Kloake von Unflätereien, die unsers Erachtens den Verfasser

in

in den Augen aller Leser, die nur noch etwas Geschmack haben, verächtlich machen, und zu dem niedrigsten Gassentroß herabwürdigen müssen. Hätte Hr. Friedel nur ein Bißgen Beurtheilungskraft, so würde er sich nicht einbilden, daß er in solcher Thersitengestalt, wir wollen nicht sagen den Gelehrten, sondern auch nur mittelmäßigen Köpfen, die in der Erziehung nicht ganz verwahrloset sind, gefallen könne.

Der 9te Brief soll wohl ein kleines Pflaster für die Oesterreichischen Minister seyn, die der Verfasser kurz zuvor in der Reihe der wienerischen Histrionen so artig figuriren ließ. Er lobt Oesterreichs politisches Intriguenspiel, und behauptet, daß es der wahre Grund seiner gegenwärtigen Größe sey. Ein wahrer politischer Irrthum, der aber freilich einem Friedel, der weder die jetzige, noch die ehemalige Staatspolitik von Oesterreich kennt, und sie nur mit Schauspieleraugen hinter der Coulisse beurtheilt, zu verzeihen ist.

11ter Brief. Hier will Friedel dem Verf. der Berl. Briefe wegen der Müller Arnoldischen Geschichte nähere Nachricht geben. Sonderbar! Herr Friedel weis in Presburg, oder auf seinen Schauspielerwanderungen besser, was in Berlin vorgehet, als selbst der Verfasser, den er doch in Berlin sucht, und daß er mit *Excellenzsoufleurs*, von welchen er zur Ausgabe seiner Briefe bewegt worden, in genauer Verbindung stehe, behauptet. So viel wissen wir mit Zuverläßigkeit, daß die

Frie-

Friedelsche Erzählung gröstentheils falsch, und des Königs von Preußen, den er handeln und sprechen läßt, als ob er radotirte, ganz unwürdig ist. Die Befehle des Monarchen, die er in dieser Rechtssache an seinen Minister v. Münchhausen mit dem Ausdrucke habe ergehen lassen: Die Kerls (drei geheime Räthe nach Friedels Angabe S. 75.) müssen gehangen werden. Ferner die Replique auf *Michaelis* Vorstellung: will mich denn das verfluchte gelehrte Federvieh mit Gewalt dumm machen, sind nichts als Abschaum aus des Pöbels *Chronique scandaleuse*. Es würde also Herrn Friedels Eloge den Preuß. Ministern v. Münchhausen und Michaelis, wenn sie auch im Leben wären, kein süßer Geruch seyn, da die Opferschale, worin sie ihnen dargebracht wird, mit den abscheulichsten Unwahrheiten besudelt ist.

Der 13te Brief ist eine Vertheidigung, wodurch sich der Verfasser wegen seines höhnischen Witzes, und der schickenden Anspielungen auf den König von Preußen, und dessen Thronfolger zu rechtfertigen sucht. Wir verdanken es ihm keinesweges, glauben aber, daß er besser würde gethan haben, gerade herauszusagen: er habe durch seinen Pigmäenkönig — oder wie man ehedem in unsern Landen schon Friedrich I. spöttisch genannt hatte — den kleinwinzigen Kunigel, der, so oft es seinem Ehrgeitze gelüstet, oder der Hunger ihn dazu antreibt, die Unterthanen an seinen Triumphwagen spannt, nicht auf den König

von Preußen: und durch den trägen unbeschäftigten Thronerben, und dessen Teufelsschlittenfahrten, keinesweges auf des Königs Nachfolger den Kronprinzen gezielt — Glauben würde man ihm das freilich nicht! aber das *si fecisti, nega!* würde ihm doch besser, als ein Schwall von kahlen, unwahrscheinlichen Drehereien angestanden, oder ein bescheidenes Geständniß, daß er sich unglücklich ausgedrückt, wenigstens das Ansehen gehabt haben, daß er als ein Mann von Rechtschaffenheit Uebereilungen und Unvorsichtigkeiten, deren wir uns zuweilen, überrascht durch einen einseitigen überspannten Patriotismus, schuldig machen, zu erkennen, und zu bereuen im Stande ist.

Im 14ten Br. macht Herr Friedel das, was er in dem vorhergehenden Briefe gut machen wollte, wieder äußerst schlimm. Er nimmt seine Zuflucht zum Parodiren der Berliner Briefe, womit es ihm aber nicht recht gelingen will: schüttet seinen ganzen Kram von Impertinenzen gegen den König von Preußen, seinen Ehr- und Geldgeitz vor den Augen des Publikums aus, zwar mit der nicht allzufeinen und verunglückten Wendung: wenn ich die unverschämte Medisanie besäße, zu behaupten u. s. w. S. 89. Dies sollen Schriftsteller-Repressalien auf die Stelle in Berliner Br. S. 22. seyn. Wir schlugen sie nach diese Stelle, und fanden darin nichts weiter, als daß der Verfasser gleichsam im Vorbeigehen zeigt: wie sehr, ja beinahe unmöglich es sey, von der Güte, und

Vall=

Lauterkeit der Absichten, folglich von der moralischen Größe der Fürsten ein bestimmtes Urtheil zu fällen. „Denn wer sieht, schreibt er an mehrgedachtem Orte, in das Herz des Fürsten? Wer „unterscheidet da die Triebfedern der reinsten Güte, von den Triebfedern des feinsten, immer unter der Hülle des Wohlwollens sich versteckenden „Ehr- und Geldgeitzes? Wie ungewiß und „schwankend wird selbst für den scharfsehendsten „Forscher jederzeit eine Entdeckung bleiben, die „nur dem Wesen, das Herzen und Nieren der „Menschen prüft, vorbehalten ist?„ Diesen Satz zu beweisen, zeigt er die ungleichen Urtheile, die über Josephs Handlungen aus dem Munde seiner verschieden gesinnten Unterthanen erschallen. Der Verfasser läßt sich hier über die Josephinischen Absichten in kein weiteres Urtheil ein, spricht nicht schielend davon, sondern sagt es gerade heraus, daß ihre Lauterkeit bald vom Adel, bald von Priestern und Volke bezweifelt werde, welches leider, wir müssen es gestehen, unter den verschiedenen Klassen der Nation auch wirklich der Fall, folglich Wahrheit, unläugbare Wahrheit ist — Uebrigens segnet er den Fürsten, den — sind seine eigene Worte — der Himmel auserseben hat, die Scene eines für die Menschheit so interessanten Schauspiels zu eröfnen, und beschließt seine philosophische Episode mit einer allgemeinen Anmerkung über den Köhlerglauben des Volks an die Curialien der allergnädigsten Landesbefehle der Fürsten. Sicher wird in den königl. Preuß. Landen

den von des Königs Absichten eben so ungleich gesprochen, (45) wie von des Kaisers seinen in den Oesterreichischen, und so überall von Pekin bis Petersburg; von Stockholm bis Lißabon: *c'est partout, comme chez nous.* Lauter Beweise,

(45) An Mißvergnügten kann und wird es nie fehlen, dafür ist in dieser besten Welt schon gesorgt: die Leidenschaften der Fürsten auf der einen, und jene der Unterthanen auf der andern Seite sind eine unversiegbare Quelle davon. Der preußische Staat müßte kein wirklicher, sondern ein platonischer Staat, und Friedrich II. nicht Mensch, sondern eine mythologische Gottheit seyn, wenn man behaupten wollte, daß sich die Stimmen aller seiner Unterthanen zu seinem Lobe ohne aller Einschränkung vereinigen können. Daß er an Genie und Geistesgaben seine Vorfahren und Zeitgenossen übertrift, wenigstens — man halte uns unsre patriotische Einfalt zu gute — bis auf Joseph II. übertroffen hatte, darin kommen selbst die Misvergnügten überein; daß er aber ganz Mackel frei, und der uneigennützigste, generöseste Regent unter dem Monde sey, daran erlauben sich so gar die Gutgesinnten zu zweifeln. Hieraus läßt sich vielleicht der Umstand erklären, daß die Berliner Briefe in preußischen Staaten, wo sie geschrieben, mit vielem Patriotismus geschrieben sind

weise, daß der Berliner Verfasser den Gesichts-punkt von der Schwierigkeit in der Entdeckung der moralischen Größe der Fürsten sehr richtig gefaßt hat. Herrn Friedels Ausfälle *per figuram præteritionis* sind also nichts als Luftstreiche, und

ekel-

sind — zwar nicht gerade zu getadelt, aber doch hie und da mit einem gewissen Kopfschütteln gelesen werden. Der über seinen König, unter welchem er seinen Taback, Caffee, Salz und Holz ꝛc. so theuer bezahlen muß, misvergnügte Brandenburger liest jetzt Friedels Briefe lieber, als die patriotischen Briefe aus Berlin. Dies ist besonders der Fall bei denjenigen, denen die Freude über unsre Reformation und Toleranz etwas das orthodoxe Köpfgen verrückt hat; sie sehen jetzt an Oesterreich, das sie noch vor kurzem mit ganz andern Augen betrachteten, das gelobte Land, wo unter Joseph dem Toleranten Manna vom Himmel fällt, das man nur mit fleißigen Armen auffsammeln darf. Der misvergnügte Oesterreicher ist das Gegenbild; dort glaubt er, jenseits der Gränzen sey gut wohnen! Da ist volle Religionsfreiheit für Priester, Volk und Altäre; da kann man doch noch Marien und die lieben Heiligen nach alter Sitte der Vorfahren verehren; da ist eine sich immer gleiche Einrichtung in der Regierung: wenn man auch etwas geben muß, wie es recht und billig ist, so giebt man es auf einmal. Man-

cher

ekelhafte Recriminationen, wo keine nöthig waren. Was gehen uns fremde Staatssünden an? Jede Nation hat an den ihrigen ein voll und gerütteltes Maaß! —

Im 15ten Br. kommt Hr. Friedel mit seiner Defension sehr schlecht weg: aus dem Regen, wie man sagt, in die Traufe. Er häuft das Sündenmaaß, das ihn schon lange nicht nur in den Augen des Volks, sondern der einsichtsvollesten Patrio-

cher böhmische und mährische Landkavalier kommt in Versuchung, das Glück des preußischen Landjunkers zu beneiden, und wünscht, wenigstens in dem Augenblicke, da man ihm von den 40 pro Centen spricht, seine Güter zu verkaufen, und in preußischen Landen, wo der Edelmann eine sehr mäßige Contribution und höchstens den Divisor von etlich und zwanzig von Hundert bezahlt, sich niederlassen zu können. O ihr Misvergnügten! Möchte doch Jupiter im Zorn euch eure Plätze verwechseln, und jene unter Joseph dem Toleranten, diese unter Friedrich dem Weisen, die zu ihrer Ueberzeugung erforderliche Quarantaine halten lassen, wie bald würdet ihr euer Päckchen wieder aufnehmen, in eure Heimath zurückkehren, und uns zurufen: Brüder! ein jeder bleibe, wo er ist, die Stelle, die er hat, ist die Beste! Anm. d. Herausg.

Patrioten, und — es giebt keine größere Verdammniß — selbst in den Augen seiner Freunde, zum dreisten, unbesonnenen Skribler macht. Ohne sich viel wegen der Vorwürfe zu rechtfertigen, die ihm in den Berliner Briefen über die Unverschämtheit gemacht worden, mit welcher er in dem ersten Theile seiner Briefe gegen Theresiens Charakter, wie ein Besessener ins Gelag hinein räsonnirt, und dadurch alle Welt gegen sich aufgebracht hat, hebt er hier abermals aus der Geschichte der verewigten Monarchin, ohne alle vernünftige Einschränkung und Rücksicht den so oft ins Lächerliche gestellten Kammerbeutel aus, und begleitet ihn mit einer sehr interessanten Gassenanekdote von Ducatenschnellen, welches eine Lieblingshandlung Theresiens der Großen gewesen seyn soll. Er beschreibt dieses Lieblingsmanöver der seligsten Monarchin so genau und lebhaft, daß man in Versuchung geräth, zu glauben, Hr. Friedel habe unter den Gassenjungen und Bettlermasken, die sich beim Ducatenschnellen herzudrängten, um die wohlthätige Kaiserin zu äffen, selbst eine kleine Rolle gespielt. Wir können uns jetzt bei einer bloß flüchtigen Durchsicht dieser Briefe hierüber nicht auslassen; da wir aber bereits unter Karl VI, und unter der glorreichen, langwierigen Regierung dieser großen Monarchin gelebt, und lange zuvor, ehe dieser Theresiens Ruhm benagende Zoilus Johann Friedel geboren ward, die Handlungen dieser Prinzeßin als Augenzeugen bemerkt haben, so werden wir, der

Wahr-

Wahrheit zur Steuer, künftig das sagen, was davon zu sagen ist.

Im 17. und 18ten Briefe hebt sich der Verfasser wieder; verläst auf einen Augenblick die niedrige Bahn, die er, man weis nicht, in welcher Absicht, so gern betritt; und bietet jetzt alle seine Kräfte auf, um, wo möglich, den widrigen Eindruck, den seine gegen Theresiens Regierung im 1. Theile seiner Briefe angebrachte Sottisen ganz natürlich auf die Nation machen musten, wenn wir gleich nie die Berliner Briefe darüber zu lesen bekommen hätten, doch einigermaßen zu schwächen; denn ihn ganz zu vernichten, mag er wohl selber nicht wünschen. Seine Frechheit in diesem Stücke scheint ihm viel zu sehr Originalität zu seyn — Der Kontrast zwischen Josephs und Theresiens Regierung würde weniger frappant, und der gröste Theil der rednerischen Floskeln, wofür ihm doch weder Monarch, noch Adel, noch Volk einen Dank wissen wollen, gänzlich verloren seyn. Er sucht daher blos seine Zuflucht in gewissen Wendungen; lobt die verewigte Monarchin, aber mit Einschränkungen, die es nur allzu sichtbar machen, wie sauer es ihm wird, daß er, wie der Berliner Autor sich ausdrückt, die *Pudenda Matris* unter den Augen des Sohnes nicht ganz entblößen darf. Komisch klingt es, wenn er selbst aus den Berliner Briefen, wo die Monarchin mit so vieler Redlichkeit, mit so vielem Enthusiasmus gepriesen wird, einige dieser Prinzeßin nachtheilige Sätze erzwin-

erzwingen will: dahin rechnet er vornehmlich die Stelle, wo von Religionsfinsternissen, und einem Augiasstall von Misbräuchen, den diese Regentin noch nachgelassen hätte, gesprochen wird. Die Religionsvorurtheile, wenn sie sonst für die Menschheit nicht kränkend sind, würdigen aber Theresien keinesweges zu einer, wie Friedel sie schildert, schwachen Regentin herab: oder man müßte behaupten, welches äußerst absurd ist, daß der von Rudolph I. an bis auf Theresien auch in dem Aeußerlichen der Religion sehr ehrige österreichische Staat bis auf die jetzige Epoche, ja alle katholische Staaten ohne Unterschied bis diese Stunde, nichts wie schwache Regenten aufzuweisen haben. Bei dem Augiasstall läst Hr. Friedel sehr schlau dasjenige weg, was die Berliner Briefe in dieser Beziehung sagen; er muß es doch gefühlt haben, daß es seinen Leichtsinn und Unbesonnenheit nur allzu sehr brandmarkt. Hier ist sie diese angefochtene Stelle, weil wir, um nicht partheiisch zu scheinen, der Wahrheit nichts vergeben dürfen.

(Berliner Briefe, S. 68.) „Noch müssen „Sie mir ein Paar Anmerkungen über Ihren „politischen Tiefsinn, und überall schlecht zu„sammen hängendes Gewebe von Ungereimt„heiten erlauben. Sie geben Franz I. das „Lob des grösten Politikers seiner Zeit, und „von Joseph II. beweisen es seine bisherige „Thaten, daß er es nicht weniger ist. Wie „ist aber demungeachtet unter diesen beiden „Mitregenten — da es nur auf sie ankam, „durch wohl eingefädelte Staatsränke, und

„mis

„mit Hülfe des so bereitwilligen, zu ihren „Absichten mitwirkenden Ministeriums „zum Besten des Staats Theresien zu „täuschen — da sie, nach S. 22. bei allem „den Eigensinn, ihrem Ansehen nichts zu „vergeben, am Ende, ohne es zu muthmaßen, „doch das that, was man eigentlich „wollte, warum, sage ich, ist dem ungeachtet „ein Augiasstall von allerlei schädlichen Mis„bräuchen und Vorurtheilen, die jetzt Josephs „Arm so leicht, so glücklich zerstört, unan„getastet, und ungereiniget geblieben? Da „man einmal am Hofe und im Staatsrathe „mit der Landesfrau die blinde Kuh spiel„te — wieder einer von Ihren schätzbaren „Ausdrücken, den ich Ihnen ganz gehor„samst nachbete — so war es ja gleich viel, „wie oft, und unter welchen Umständen „dieses Spiel gespielt wurde, wenn es nur „sonst Segen und Gedeihen über ihre Erb„staaten brachte.„

Man sieht hieraus sehr deutlich die eigentliche Veranlassung und Beziehung, in welcher der Berliner Verfasser von einem Augiasstall von Irrthümern und Misbräuchen, der *ex concessis* nach Theresiens Tode noch vorhanden, und der Bewegungsgrund zur Reformation gewesen ist, gesprochen, und den Gegner ad absurdum gebracht hat. (46)

(46) Ich habe von den Wiener und Berliner Briefen, von den einen so viel, wie von den

Hätte es doch Hrn. Friedel einfallen mögen, daß die Leser diese Stelle nachlesen, und seine schlecht eingefädelten Kniffe lächerlich finden werden. Nach unsrer Meinung würde er weit klüger gethan haben, vor seinen Mitbürgern, und der ganzen ehrbaren Welt das *Pater peccavi!* anzustimmen, und gerade heraus zu sagen: ich habe gesündiget, und bereue meine Uebereilung, als daß er sich jetzt durch sein Rabbulisiren, und so übelgewählte, kindische Vertheidigungsgründe vor der Nation ein noch auffallenderes *Ridicule* gegeben hat. Alle die

den andern, und vor mir möchten sie gar nicht geschrieben seyn! Aber aufgefallen ist es mir immer, daß die Gegner der Berliner Briefe jeden nur etwas zweideutigen Ausdruck in eine Persiflage wider den Kaiser verwandeln wollen; dagegen aber die groben Beleidigungen, die ihm durch Friedeln widerfahren, und eine der gröbsten ist es doch, wenn man sagt: daß er die Mitregentin, wenn und wie oft er wollte, getäuscht, mit dem Ministerium gegen sie colludirt, und in Verbindung mit demselben mit der Monarchin im Staatsrathe blinde Kuh gespielt habe — auch nicht mit einer Sylbe berühren. Ist das nicht offenbare Partheilichkeit? Die Heuchler! Bei dem Berliner seigen sie Mücken, und bei ihrem weit straffälligern Landsmanne, der zu gleicher Zeit Josephs Namen, und Theresiens Asche beschimpft, verschlucken sie Elephanten. Anm. d. Herausg.

die Reverenzen, die er bei dieser Gelegenheit dem König von Preußen über seinen Antimachiavel, und Joseph II. über den Bau, den er für die Nachwelt führt, gemacht hat, sind schwacher Machiavelismus, und helfen zu nichts, als daß er in der Gestalt eines armen Tropfs erscheint, der in der Angst nicht weis *à quel saint se vouer!* und doch dabei auf sein kleines schriftstellerisches Talent gerne dicke thun will. Ueberhaupt ein Mann, der so wenige Kenntnisse in sich vereiniget; in gar keiner Verbindung mit Personen am Ruder stehet; nicht einmal, nach seinem eignen Geständniß, die Gelehrten seiner Nation kennt, noch durch ihren Umgang excolirt ist; der die Stärke und Schwäche der Regierung nur aus Erzählungen und Anekdoten, die in seine niedrigen Zirkel fallen, kennt, sollte sich gar nicht herausnehmen, über dergleichen Dinge zu schreiben, und die Leser in- und außerhalb Landes durch sein blendendes Geschwätze irre zu führen. Plautusrollen, und Mühlsäcke bleiben für ihn das natürlichste Object.

Hr. Friedel darf ja nicht glauben, daß wir gegen ihn mit dem Berliner Verfasser gemeine Sache machen wollen. Es streitet ganz mit unsern Grundsätzen, auf die Person eines Schriftstellers, er sey wer er wolle, auf seine Würde, Religion, oder Vaterland, auf Kosten der Wahrheit Rücksicht zu nehmen. Und wenn wir ja Fehler und Irrthümer rügen müssen, so wird es Pflicht für uns, an unsern eigenen den Anfang zu machen; sind wir erst als Patrioten mit unsern Hausgebrechen fertig, und haben das Beispiel der Unpar-

theilichkeit gegeben: alsdenn muß es uns auch als Kosmopoliten erlaubt seyn, jene der Ausländer zu rügen. — Wir versichern daher freimüthig, daß wir die Briefe des Berliner Autors nicht weniger verachten würden, wenn daraus erweislich wäre, daß er sich eben in dem Maaße gegen unsern Monarchen, wie der Verf. der Wiener Briefe gegen die uns allen unvergeßliche Monarchin versündiget hätte. Vor der Hand finden wir diesen Beweis nicht, man müßte ihn denn durch muthwillige falsche Wendungen, oder unrichtige Folgerung aus falsch gedeuteten Prämissen durchaus erzwingen wollen. Dagegen sind Hrn. Friedels Worte so klar, so deutlich, daß der Unfug, den er an Theresien, und in ihr selbst an ihrem erhabenen Sohn ausgeübt hat, jedermann sichtlich vor Augen liegt, man muß ihn mit Händen greifen, und braucht ihn nicht erst zu errathen.

19ter Br. Die Wiener Aufklärer und Aufgeklärte sollen dem Verf. der Berl. Briefe ein Stein des Anstosses seyn. Wie reimt sich diese Beschuldigung mit obigem Geständnisse des Herrn Friedels, daß der Berl. Verfasser ein Mann von Talenten, tiefer Einsicht, und mit den Musen und Grazien innigst vertraut sey? Kann wohl ein Aufklärer oder Aufgeklärter dem andern ein Stein des Anstosses seyn? Aber, daß ihm alle diejenigen misfallen, die sich beigehen lassen, Religionsvorurtheile, zumalen solche, die mit der Muttermilch eingesogen sind, aus der Welt hinaus spötteln zu können; die keine Philosophie unter ihre verfängliche, oft ziemlich witzlose Scherze zu mischen verstehen;

die nicht genug über die Auswahl ihrer satyrischen Einfälle in Dingen wachen, die das Heiligthum bespötteln, oder dessen auch noch so kleine, aber vom unwissenden, oder durch Priestertrug getäuschten Volke idololatrirten Attribute nicht vernünftig beleuchten, sondern nur durch muthwillige Farcen bekämpfen, mit einem Worte, die bei der von unserm Monarchen begünstigten Reformation die Pferde hinter den Wagen spannen — — — daß ihm diese misfallen, und dergleichen Reformatoren und Aufklärer nichts weniger als schickliche Werkzeuge zu seyn scheinen, Josephs grossen, wohlthätigen Plan auszuführen, und dem Ton der Nation Festigkeit zu geben, ist freilich, wir läugnen es nicht, eine Wahrheit, die man sich aus gedachten Briefen — es mag sie ein Protestant oder Katholik, Berliner oder nicht Berliner geschrieben haben — ganz deutlich abstrahiren kann. Der Schwarm unsrer Witzlinge und faden Skribler, die sich samt und sonders große, vollwichtige Aufklärer zu seyn dünken, und deren einzige Stärcke im Schimpfen, Spotten, und in einigen oberflächigen Raisonnements besteht, die sie mit einer erst kürzlich erlernten, aus allerlei Romanen, Journalen, Monatsschriften (lauter Klassiker für unsre Belletristen!) zusammen gesuchten, und mit unserm alten österreichischen Dialekt oft tief durchsäuerten Schreibart *pour la bonne bouche* übertünchen — dieser Schwarm fand sich durch oben angeführte kosmopolitische Erinnerungen beleidiget, blies Lärm wider das Buch, machte es zu einer Stachelschrift gegen die Nation und

den Kaiser, da doch die Stacheln, wenn ja welche darin enthalten sind, nur den elenden Autoren gelten, die die Kinder ihres Geistes in Sünden empfangen und mit Schmerzen gebähren. —

Ein Beispiel von der Art findet der Leser am Ende des 19ten Briefes, wo Herr Friedel ein bloßes *bon mot* des Berliners, das — wie uns der ganze Zusammenhang zu beweisen scheint, nur der Witzelei und Unbesonnenheit des Wiener Verfassers galt, so lange verzerrt, und auf die Folter spannt, bis es ihm — wie er sich vielleicht einbilden mag, gelungen ist, die Seitenhiebe von sich ab, und auf den Kaiser hinzulenken. So soll dieser Monarch, weil das Gehirn von ein paar Schriftstellern in Brand gerathen ist, und die besten Maasregeln von ihnen ungeschickt vertheidiget werden, alle die Züchtigungen, die dem elenden Skribler-Volk wiederfahren, als eben so viel Backenstreiche, die seine allerheiligste Person treffen, betrachten, und, um den Kredit dieses Völkgen aufrecht zu erhalten, alle Autores, die es wagen unsrer Broschüranten Unsinn zu geisseln, in des heiligen römischen Reichs Acht erklären, und vogelfrei machen — *Misericordia! Misericordia!*

Die Sache ist eigentlich diese: Herr Friedel hatte im 1. Theile seiner Briefe den Erzbischof von Prag, und den böhmischen Adel als abscheuliche Kornjuden, die in der großen Theurung das Brod ihren Landsleuten entzogen, und an ihre protestantischen Nachbarn in Sachsen und preussisch Schlesien — verkauft haben sollen, geschildert,

dert, und ihnen, nach seiner Weise, durch Verdrehung der Geschichtsfälle, die ihm sehr schlecht bekannt seyn musten, etwas auf den Hals gelogen. Der Verf. der Berl. Br., dem die Facta, wie sie Herr Fr. zu seinen gestellt hatte, eben so unwahrscheinlich, als komisch vorkommen musten, nahm daher Anlaß, unsern werthen Anekdoteninschreiber durch eine Ironie aufzuziehen, und, indem er zugleich ein paar nützliche Reflexionen über diesen Gegenstand mit einmischte, das Kontraštvolle dieser Scene ins Lächerliche zu stellen. Seine Anspielung auf die *Bulla cœnæ*, von der es, wenn man andere Stellen der Berliner Briefe zu Hülfe nimmt, ganz sichtbar ist, daß sie der Berliner selbst für eine Karrikatur hildebrandischen Unsinns hält, läst uns nicht zweifeln, daß er blos in der Laune gewesen, unsers Wiener Verfassers verläumderischen Spöttereien auf den Erzbischof und den Böhmischen Adel ein paar *bons mots* entgegen zu setzen, mehr verdiente auch das ganze Geschwätze nicht. Wäre Herr Friedel ein wirklich helldenkender Kopf, so würde er dies eingesehen, und selbst mit dem Berl. Verf. über den Auftritt gelacht haben. Jetzt aber ward sein patriotisches, oder besser, sein schriftstellerisches Blut warm, er erblickte nichts als Teufelsmienen, (S. 123.) die ihren tödtenden Blick auf alles hinheften, und Josephs grosmüthigste Handlungen begeifern. Dergleichen Aufwallungen sind gefährlich, sie führen leicht zur Raserei, und wir rathen dem Verf. der Wiener Briefe wohlmeinend, wenn er etwa dazu geneigt ist, auf seiner Huth zu seyn, und

durch öfteres Aderlassen in der Zeit das *Prævenire* zu spielen.

Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, anzuzeigen, daß Herr Friedel S. 118. falsch citirt hat, indem er die Stelle aus den Berl. Br. S. 15. anführt: „Die Gnadenzeit für diese Schufte dürfte, ehe man es vermuthet, ein Ende nehmen.„ Der pöbelhafte Zusatz: für diese Schufte, steht in den Berl. Briefen nicht, wo es S. 15. wörtlich heist:

„Wandeln Sie immer, braver Friedel, wenn „Sie sonst einen Beruf dazu in sich fühlen, „wandeln Sie, so lange es Ihnen vergönnt „ist — denn die Gnadenzeit dürfte, ehe „man es vermuthet, ein Ende nehmen „— als Menschenfreund, Philosoph, und „Volkslehrer unter den Ihrigen mit Segen „herum: aber geben Sie, wenn Sie anders „Patriot seyn wollen, durch Ihre Briefe „keine fernere Veranlassung, Dinge ans Ta„geslicht zu bringen, denen Nacht und Dun„kelheit am besten behagt.„

Wo ist in dieser ganzen, gewiß höflichen Erinnerung, von der wir sehr wünschten, daß sie Herr Friedel und andere besser aprofondiren, und beherzigen möchten — der beleidigende Ausdruck von Schuften? Kann sich das Publikum wohl ferner auf Kritiken verlassen, wo das Original so niederträchtig — durch den Kritiker, oder einen bübischen Nachdrucker, was liegt daran — verfälscht und gemißhandelt wird? Dergleichen Verfälschungen stoffen uns beinahe auf jedem Blatte auf; wir wür-

würden nicht fertig werden, wenn wir sie überall aufsuchen und rügen wollten. So kommt, um nur noch ein Beispiel dieser Art anzuführen, gleich in dem folgenden Briefe der gros ausgezeichnete Ausdruck Gelbschnabel vor, mit dem Beisatz: wie Sie unsre Officiers zu nennen pflegen. Welche Niederträchtigkeit! Der Berliner Verf. sagt ja nur, daß Herr Friedel, indem er den so unschicklichen als windschiefen Ausdruck: Josephskrieger wählt, und diesen als Gegenbild der verdienten Krieger Theresiens große Vorzüge über die letzteren einzuräumen sucht, schief räsonnire, und dieses Räsonnement ohngefähr so aussähe, als wenn es ein junger Martissohn — sind die eigenen Worte des Berliners S. 85. — der während dem siebenjährigen Kriege, oder doch kurz zuvor noch sanft in seinen Windeln schlief, ausgeheckt hätte. Nur ein solcher, will er damit sagen, der noch wenig Erfahrung hat, die Verdienste unsrer alten Kriegsleute, und was sie im 7jährigen und schon in den vorhergehenden Kriegen für Krone und Zepter geleistet haben, entweder nicht kennt, oder nicht kennen will, der seine Dienstjahre nicht nach Campagnen, sondern nach Revüen rechnet, und sich einbilden kann, daß Märsche in die Cantonirung und Exercierlager Feldzüge; der Exercierplatz ein Schlachtfeld, und ein Manöver, wo es aus Kanonen, und dem kleinen Gewehr nur recht tüchtig knallt, eine Bataille sey, das heist — damit uns nicht auch ein Sylbenstecher lästere — der das theoretische Verdienst, welches er sich beim Unterricht erworben, und das gewiß

nicht

nicht zu verachten, weil es die Basis zum practischen ist, über das practische Verdienst der Männer, die ihre Kriegsfähigkeiten durch Thatsachen bewiesen haben, hinaus setzen kann, nur ein solcher dürfte vielleicht im Stande seyn über Theresiens Krieger ein so seichtes Urtheil zu fällen, als Herr Friedel in seinen Briefen über sie gefällt hat. Gewiß, entweder der Verf. der Berl. Br. wie es verschiedene Stellen beweisen, muß selbst gedienter Kriegsmann, und genau mit unserm Dienste bekannt seyn, oder von Kriegsleuten, die das sind, seine Nachrichten erhalten haben: denn ein blos litterarischer Papiersudler räsonnirt nicht so genau — Man muß tolle seyn, wenn man sich vorstellen kann, daß ein Mann von nur mittelmäßigen Kriegskenntnissen und Beobachtungsgeiste die wichtige Pepiniere unsrer Kriegshelden übersehen, und welche hofnungsvolle junge Männer bei der gegenwärtigen Kultur der Kriegswissenschaften, die in der Aufklärung mit den übrigen gleichen Schritt halten, in unserm sowohl, als in dem preußischen und andern Kriegsheeren heranwachsen, nicht eingesehen habe. Selbst der Krieg von 1778, so wenig er auch in Vergleichung gegen andere Kriege ein Krieg zu nennen ist, hat doch verschiedenen dieser gutgebildeten neuen Kriegsmänner Gelegenheit gegeben, hie und da kleine Beweise ihrer Fähigkeiten und erworbenen Kenntnisse an Tag zu legen; es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß man sie auf beiden Seiten weniger eingeschränkt, und — welches ohne allem Nachtheile der großen Endzwecke im Ganzen gar wohl hätte geschehen können — ihnen

ihnen hie und da mehr kleine Versuche und Unternehmungen zu ihrer Ausbildung erlaubt hätte.

Im 20sten Br. S. 125. finden wir Hrn. Friedel mit einmal in einer Gesellschaft, wo wir ihn in Ewigkeit nicht vermuthet hätten, nämlich in Gesellschaft des jetzigen regierenden Herzoges von Braunschweig, und des sel. königl. preuß. Generals von Lossow. Aus dem Munde dieser Männer hat er das Urtheil über die Verfassung der österreichischen Armee gehört. Hr. Friedel, der nicht einmal mit unsern einheimischen Gelehrten persönliche Bekanntschaft hat, ist auswärts so gut accreditirt, daß er mit Herzogen und Feldherren vom Range nicht etwa über das Thema einer Schauspielerrolle, sondern von Staats- und Kriegssachen spricht. Man sieht, daß das Sprüchwort: kein Prophet gilt in seinem Vaterlande — abermal wahr wird, und in der Person des Herrn Johann Friedels buchstäblich in Erfüllung geht. Doch etwas wollen wir ihm aus Freundschaft ins Ohr sagen: die ganze österreichische Armee, und Lascy an ihrer Spitze hat seinen *Panegyricum* für jetzt und zu ewigen Zeiten feierlich verbeten!

Von 21. bis inclus. 29sten Brief giebt uns der Verfasser leider! nur allzu große Beweise seiner Schreibesucht: er schreibt, um geschrieben zu haben, und stoppelt ohne Geschmack und Auswahl nach seiner Art wieder alles zusammen, was er in irgend einer alten oder neuen Skarteke aufgefunden hat. Martials naifes Geständniß:

Sunt

Sunt bona, sunt quædam mediocria, sunt *mala plura*, quæ legis hic: aliter non fit Avite liber.

Möchte ohngefähr das Motto für diese 9 Briefe, oder vielmehr für alle Schriften des Hrn. Friedels und Geislers des jüngern seyn, nur mit der unausbleiblichen Anmerkung: daß das Gute, Mittelmäßige, und Schlechte Martials eigenes Gut war, diese Herrn aber das ihrige von andern geborgt, oder gestohlen haben. Es gehört ein großes Maaß von Geduld dazu, wenn man allen den Mischmasch in diesen 9 Briefen durchgehen will, wir würden uns um aller Welt willen nicht zum zweitenmale dieser Arbeit unterziehen. Tändelnd, und ausschweifend führt der Verfasser seinen Leser in idealischen Labyrinthen herum, zieht ihn von den wahren in den Berliner Briefen bezeichneten Standpunkten ab, und docirt ihm eine Weisheit vor, von der man glauben sollte, daß sie noch in keines Menschen Herz, außer des Hrn. Autors, gekommen sey. Nichts dünkt uns so plaisant zu seyn, als seine Klügeleien über politische Offenbarung, und Aufklärung *à posteriori*, die sich so ganz für den in Berliner Briefen aufgestellten gellertschen Amtmann schickt, der ebenfalls seinen Bauern eine politische Offenbarung ankündiget, und sie mit dem Stock in der Hand *à posteriori* aufzuklären sucht. Nach des Verf. Grundsätzen würde auch wohl ein socinianischer Regent sein Volk in Socinianer, ein Mahometanischer, in Mahometaner, ein altmosaisch Gesinnter in Juden u. s. w. durch Hülfe der politischen

schen Offenbarung und der Aufklärung *à posteriori* umschaffen können? Zu solchen Consequenzen und Sottisen giebt ein Verf. Anlaß, der auf seine Materie durch keine gesunden Studia vorbereitet, und folglich sie gehörig durchzuschauen, und den Stof zu bearbeiten, nicht in Stand gesetzt ist.

Die im 29ten Briefe u. f. aus der Brandenburgischen Geschichte ausgeschriebene, aber auch ziemlich verstümmelt vorgetragene Reformationsfälle von Joachim II. bis auf Friedrich II. jetzigen König passen zur österreichischen Reformation sehr wenig, man müßte sie denn mit Haaren herbeiziehen, wo alsdenn freilich Jedes in Alles, wenn es nicht passen will, doch passen muß. Hr. Friedel hat das *distingue tempora* dabei vergessen; er hat vergessen, daß Sätze, deren Richtigkeit in protestantischen Landen, wo der Regent zugleich *Summus Episcopus* ist, allgemein und ohne Widerrede anerkannt wird, in katholischen Landen noch gröstentheils *en Question* sind, und folglich ihre Anwendung in Praxi ganz verschiedene Folgen nach sich ziehen müsse: daher jene durch eine Reihe auf einander folgender Briefe bis zum Ekel durchgeführte Parodien, die so sehr den seichten, und an eigenem Stof und Begriffen blutarmen Kopf des Verfassers verrathen. Die Perspektive, die der Berliner Autor gewählt hatte, ist beinahe durchgehends blos philosophisch und kosmopolitisch — Jeder Staat mag und kann nach den darin angegebenen aus dem allgemeinen Rechte der Natur

Natur und der Gesellschaft fließenden Grundsätzen seine Einrichtung und Verfassung prüfen; wie niederträchtig klingen also die Retorsionen, und die ermüdenden Ausfälle, die sich Hr. Friedel ohne Unterlaß auf die brandenburgischen Staaten erlaubt? *Argumenta ad invidiam*, die er so sorgfältig und geflissentlich gegen den Verfasser der Berliner Briefe aufsucht, beweisen ja gegen seine Bemerkungen nichts — Und gesetzt, die Facta, die Hr. Friedel anführt, die uns aber wegen seiner in andern Schriften, und selbst in diesen Briefen oft vorkommenden notorischen Unredlichkeit und historischen Aufschneiderei, mit Rechte verdächtig seyn müssen, wären wirklich wahr, würden dadurch unsre Fehler gerechtfertiget seyn? Würde unsre Gestalt, wenn sie verschoben und häßlich ist, es darum weniger seyn, weil wir eine gleiche Häßlichkeit in der Gestalt des Nachbarn bemerken? Nur der niedrigste Pöbel hadert in diesem Ton, und streitet durch Retorsionen von dieser Art. Hr. Friedel muß sich wenig über diesen Zirkel erhoben haben, weil ihm in seinen Argumentationen, Ausdrücken und Wendungen noch so viel davon anhängt; wenn wir es *ex professo* mit ihm zu thun hätten — welches aber gegen einen Mann, an dem man so sehr die gute Erziehung vermißt, unsre Sache nie seyn kann — so sollte es uns ein Leichtes seyn, zu zeigen, daß er nicht zehn Zeilen, ohne Laynaienwitz einzustreuen, zu schreiben im Stande ist: nicht eine volle Seite, ohne Verläumder, Lügner, oder Gaukler zu seyn. Man lese

lese diesen 2ten Theil seiner Briefe mit Aufmerksamkeit, scheide davon das wenige Gute, das er von andern geraubt, geborgt, aber leider, mit seinen eigenen Thorheiten sehr unglücklich gepaart hat: was übrig bleibt, ist Friedels, und beweiset unsern Satz. Um uns also den Vorwurf nicht zuzuziehen, als ob wir diesen Schwätzer commentiren oder widerlegen wollten, werden wir aus seinen 56 Briefen nur noch ein Paar der dummdreistesten Stellen ausheben, und alles Uebrige mit Stillschweigen übergehen.

Was z. B. in dem 39ten Briefe von der Censurfreiheit gesagt wird, ist wieder eine ganz unverschämte Täuschung des Publikums. Wir müssen das Glück, das wir durch die allergnädigst verliehene Censur und Preßfreiheit genießen — und es ist in Verhältniß mit dem, was wir sonst genossen haben, immer groß — nicht kleiner machen, als es ist: aber auch nicht größer. Daß man aber alle Bücher ohne Ausnahme, welche im Auslande gedruckt werden, bei uns ohne Mühe erhalten könne, wie der Verf. S. 248. behauptet, ist offenbare Unwahrheit: einsichtsvolle Censoren wünschen selbst, daß die uns und ihnen hierinn noch gesetzte enge Schranken erweitert, und die, obgleich nicht ganz versperrten, doch durch allerlei Eindämmungen der Censur beschwerlich gemachten Zugänge der auswärtigen Litteratur nach gerade mehr geöfnet werden möchten. Hr. Friedel, der so viel Aufhebens von unsrer Censur und Preßfrei-

heit macht, um nur seinen Geist des Widerspruchs gegen den Berliner Verfasser überall wirken zu lassen, gestehet selbst, daß er bei der Wiener Censur für seine unbedeutenden Blätter das *admittitur* nicht erhalten können, sondern sich genöthiget sah, den ersten und zweiten Theil seiner Briefe ins Ausland wandern zu lassen: und an der Spitze dieser Censur stehen doch Männer, auf deren Schutz und Freundschaft er stolz seyn könnte, wenn er sie wirklich verdiente. Hätte der Verf. diesen Umstand beherziget, und das Mistrauen, welches einsichtsvolle Censoren in seine, obschon kleinfügige, aber auch häufig in Pasquillenton fallende Pantalonaden setzen, nur etwas erwogen, so würde er im 42ten Briefe S. 269. nicht mit so viel Eigenliebe die auslachenswerthe Rodomontade niedergeschrieben haben: „daß er keine Ursache haben würde, Wien zu bedauern, wenn wenigstens in jedem Hause hier zween Friedel, folglich der Friedel recht viele in Wien wären.„ Ja sicher würde unsre gute Residenzstadt zu beklagen seyn, wenn sie mit Geschöpfen von diesem Schlage so häufig bevölkert, und in jedem Hause zween lustige Räthe vorhanden wären. Wozu dieser Unrath? Schon ein einziger Friedel in unsern sämtlichen Erbstaaten ist — Ueberfluß!

47ter Brief. Der Vorschlag zu einem Kirchenprofos, einem Exercitienhaus, oder österreichischen Engelsburg, oder mit einem Wort, zu einem geistlichen Kufstein für Cardinäle, Bischöffe,

Prä-

Prälaten u. s. w. wird Hrn. Friedel bei dem gesamten katholischen Klerus ungemein empfehlen — Eine sehr erbauliche Einrichtung, die man in der Folge bei zunehmender Aufklärung, durch Hinzuthuung der Fessel, des kreuzweise, krumm und kurz Schießens, der Fuchtel für die Hochwürden *altioris gradus*, und der Stockprügel für die niedern Wohlehrwürden verbessern kann. *Inventis facile est addere.* Wir glauben Hrn. Friedel nicht wehe zu thun, wenn wir behaupten, daß er zu Verbesserung dieses Vorschlags ungemein geneigt sey, und selbst die Stelle eines Kirchenprofoses als eine würdige Belohnung seines Projekts gern annehmen würde: sie kann in keine bessere Hände fallen, als in die Hände eines Mannes, der uns mit einer Art Wonnegefühl und Freudenkitzel S. 387. erzählt, daß der Probst Schmalfuß in Prag, ein, wie er ihn sehr höflich nennt, *pondus inutile sanctum*, den 25 Stockprügeln, und also der Aufklärung à posteriori sehr nahe gewesen, weil er sich unterstanden, wider Steinbergs Beweis, daß kein heiliger Johann von Nepomuk existirt habe, loszudonnern, und ihn einen Naturalisten zu schelten. „Steinbergs Freund, schreibt er, Graf K** reichte bey der Landesstelle eine Anzeige ein, worin er foderte, daß, da Probst Schmalfuß wider den ausdrücklichen Befehl des Kaisers gehandelt habe, er auch nach dem Inhalt dieser Verordnung, (daß jedem ohne allem Unterschied des Ranges, der jemanden mündlich oder schriftlich einen Naturalisten heist, 25,

und der sich selbst so nennt, die Halbscheid 12½ Prügel *ad posteriora* ausgezahlt werden sollten) die allergnädigst verordnete 25 *ad posteriora* erhalten möchte. — Daß Schmalfuß, fährt der Verf. fort, die 8 Tage, denn so lange nahm Graf K** diese Klage nicht zurück, Blut geschwitzt haben mag, läßt sich leicht begreifen; und man sieht, daß man Prälate und Pröbste heut zu Tage noch für etwas mehr zittern machen kann, als für ihre Schmerbäuche.„ (47) Hier haben wir nun schon die ersten Aniagen zu Vervollkommung seines Plans,

(47) Wenn wird doch der gute Friedel vernünftig werden? Wenn wird er einsehen lernen, daß er sich durch solche unüberlegte Dinge den Haß und die Feindschaft der Beleidigten auf der einen: die Verachtung des vernünftigen Publikums, und die Ahndung der Regierung, deren Maasregeln durch seine ridicüle Vorstellung dem öffentlichen Gelächter Preis gegeben werden, auf der andern Seite, über kurz oder lang zuziehen wird? Er klagt, daß ihm die Berliner Briefe ein übles Spiel gemacht, und bezeigt sich aufs neue in diesen Briefen wie ein Unbesonnener, der mit aller Gewalt die Märtyrerkrone der Thorheit erringen will. Er wird sie nicht erhalten, er wird kein weiteres Aufsehen machen: denn nichts als Verachtung, und, im schlimmsten Falle, ist ein wohlthätiges Bedlam sein Loos. Anm. d. Herausg.

Plans, wir wünschen ihm Glück, wenn er nicht, wie der sinnreiche Erfinder von *Phalaris* brüllenden Ochsen von Erz, das erste Schlachtopfer seines Vorschlages wird. Die Holzprobe ist ihm eine gar zu liebe Panacée: er hat sie schon im ersten Theile seiner Briefe, für die Schauspieler empfohlen; hier glaubt er, daß sie auch auf Prälaten und Pröbste ihre heilsame Wirkung haben könnte — Denkt denn Hr. Friedel niemals an seine eigenen *Posteriora*?

Im 47ten Briefe werden weltliche Ordenszeichen für gutgesinnte, den Willen des Fürsten befolgende Geistliche in Vorschlag gebracht. Um den römischen Filz (den Kardinalshuth) den Motten zur Speise zu überlassen, sollten z. B. Groscommandeurs des Ordens *pour la Religion et la verité*, kleinere Ritter ꝛc. creirt werden. — Mehr Unsinn, als sich mit einer Schauspielerrolle vertragen dürfte!

Dem 49ten Brief ist ein *Promem.* d. d. Wien den 20. Sept. 1783. beigefügt, das Hr. Friedel an den Kardinal Migazzi eingereicht hat. Ein Meisterstück der gröbsten Unverschämtheit! Wir wollen unsern würdigen Kardinal-Erzbischof nicht vertheidigen; (48) aber was müssen die Ausländer von der

(48) Mit Erlaubniß der Herren Verfasser, man kann ihn auch nicht vertheidigen den würdigen Kardinal-Erzbischof Migazzi. Er hat

Wiener Polizei, ja selbst von den Maasregeln der Regierung in dieser Angelegenheit für Begriffe bekommen, wenn sie sehen, daß es jedem aus der niedrigsten Klasse des Volks, jedem Komödianten, der nur ein Paar aberwitzige Zeilen zusammen zu schmieren im Stande ist, frei stehet, dem obersten Hirten der Gemeine, einem Manne, der in der kathol. Kirche einen von Fürsten und Königen allgemein anerkannten Rang, und im Staate die erste geistliche Bedienung hat, auf die unanständigste Weise zur Verantwortung zu ziehen, ihm über seine Pflich-

zu viel, und zu schwer, gegen die jetzigen Conjuncturen gesündiget, und sich den klugen apostolischen Rath: Schicket euch in die Zeit, zu wenig zu Nutze gemacht; sein Eifer mag übrigens seiner Einsicht, Ueberzeugung, Politik, oder Leidenschaft entsprechen. Daß man aber einen Mann in einem so erhabenen Posten dem Wiener Schriftsteller-Troß gleichsam Preis gegeben hat, scheint mir eben so wie den Verfassern gegen alle Politik zu seyn. Aber es ist der gewöhnliche Fall, wenn die Großen in der Gunst des Monarchen fallen. Man setze einen Kaunitz oder Lascy in die Lage Migazzi's, und sie werden so wie dieser von eben den Speichelleckern, die sie jetzt anbeten, beschimpft seyn. Wir haben davon an dem alles vermögenden Minister, Graf Haugwitz, zu dessen Füssen, als er noch am Brette war, ganz

Pflichten das Gewissen zu rügen, und ungestraft ins Angesicht zu spotten? Wir sind in keiner Betrachtung Freunde von irgend einem hierarchischen Gauckelwerk, wir zweifeln nicht daran, daß eine wahre Christuskirche gar wohl ohne Päpste und Kardinäle, ja selbst ohne Bischöfe bestehen, und ganz Presbyteranisch seyn könne: aber so lange sie einen Papst, Kardinäle und Bischöfe hat, so lange selbst der Schutz des Monarchens ihr hergebrachtes Ansehen aufrecht erhält, kurz, so lange sie Monarch und Volk respectirt, kann man es unmöglich billigen, daß beleidigender Unfug, er

N 5 mag

ganz Oesterreich lag, ein Beispiel gehabt; nur sind die Insolenzen, die ihm nach seinem Falle wiederfuhren, weil die Wiener dazu weder Censur, noch Preßfreiheit hatten, nicht so öffentlich bekannt geworden. Auch muß man anmerken, daß der Graf v. Haugwitz erst, nachdem er seinen Posten verlassen, insultirt worden; beim Kardinal-Erzbischof aber geschieht es, indem er ihn noch besitzt. Selbst seine ehmaligen großen Freunde halten ihm Strafpredigten, wie dort die Freunde Hiobs — Man kann ihn nicht entschuldigen den Greis mit seinem Silberhaare am Grabe, aber man muß ihn bedauern; denn was auch seine Gegner sagen mögen, so hat er doch auch, wie der Autor der Berl. Br. behauptet, in unsrer Monarchie viel Gutes gethan. A. d. H.

mag groß oder klein seyn, gegen sie ausgeübt werde: denn nicht allein sie, sondern selbst der Monarch, in dessen Namen sie ihr Amt verwalten; das Volk, das ihre Würde anerkennt, wird in ihnen beleidiget.

Zum Beschluß folgen noch verschiedene Briefe voll Anekdoten, die, wenn Hr. Friedel *Lippis et tonsoribus* schrieb, für Barbierstuben und Tabagien nicht schlechter zusammengeraft werden konnten. Wir wiederholen es also, anstatt daß der Verfasser durch neue Thorheiten sich selbst beschimpft; Theresiens und Josephs Namen, die uns gleich heilig sind, jenen durch das Ducatenschnellen, diesen durch das Pfennigfuchsen, gleichsam zum Sobriquet aufgestellt; die Nation in ihren weltlichen und geistlichen Vorstehern muthwillig gekränkt; und das Publikum durch diese abermalige Schauspieler-Farce, die wegen der häufig untermischten auffallenden Grobheiten, und persönlichen Anzüglichkeiten weit schlechter, als die erste gerathen ist, beleidiget hat — hätte er lieber im Sack und in der Asche Buße thun, seine ersteren Unbesonnenheiten bereuen und widerrufen, oder doch auf eine anständigere Art rechtfertigen sollen. Dies würde ihm bei der vernünftigen Welt keineswegen zum Nachtheil gereicht, sein Talent nicht verkleinert; es würde vielmehr den nachtheiligen Eindruck, welchen seine ersteren Briefe hie und da gemacht, ausgelöscht, und ihm die Reputation eines bescheidenen, wahrheitliebenden

benden Schriftstellers verschaft haben. Wir wollen nicht ungerecht seyn, und jetzt annehmen, daß es der Verfasser der Berliner Briefe in verschiedenen Stellen mit Herrn Friedel zu scharf genommen, und zu viel juvenalische Galle über ihn ausgegossen hätte; so muste Hr. Friedel vor allen Dingen in die eigentlichen Bewegungsgründe des Unwillens, den er bei seinem Gegner veranlasse, einzudringen suchen, und er würde, wie es der ganze Zusammenhang seiner Briefe, wenn man sie aufmerksam liest, ganz deutlich verräth, gefunden haben, daß dieser Schriftsteller, er mag in- oder außerhalb Berlin seyn, von wahrer ungeheuchelter Hochachtung für Theresien durchdrungen ist, (49) und in der Meinung gestanden hat, der Verfasser der Wiener Briefe mache mit jenen Schwachköpfen gemeine Sache, die, um sich bei den gegenwärtigen Angelegenheiten unsers Staats als helldenkende, aufgeklärte Köpfe zu empfehlen, darauf ausgehen, Theresiens Ruhm zu

(49) Man könnte diesen Satz mit vielen avthentischen Beweisen belegen, wenn es nicht unanständig und ehrlos wäre, von Privatnachrichten mehr Gebrauch zu machen, als worauf uns unsre Korrespondenten und Freunde eingeschränkt haben. So viel ist gewiß, daß sich der gröste Theil der Leser an dem Verf. der Berl. Briefe und an seinen Absichten sehr geirrt hat. Anm. d. Verf.

zu schwächen, und ihre Regierung, als Gegenbild zu der jetzigen Regierung ihres erhabenen Sohnes betrachtet, schwach, und verächtlich dem Publikum vorzustellen. Diese Ideen, und die ihm eigene strengste Wahrheitsliebe können leicht den Verfasser der Berliner Briefe einen Schritt weiter geführt haben, als er, ohne solcher Veranlassung, gewiß nicht würde gethan haben. Was war bei so bewandten Umständen für Hrn. Friedel zu thun? Muste er die Fehler wieder begehen, die etwa sein Gegner begangen hat? und wenn dieser zuweilen caustisch, aber doch immer mit einem gewissen Anstand, und als ein Mann von Erziehung schreibt, ihm mit Pöbeleien und Verläumdungen, mit Unwahrheiten, und Fischmarktsanekdoten entgegen kommen? Er scheint sich zwar auf die Maxime zu stützen: wie man in den Wald hineinschreit, so lasse man es wieder herausschallen — aber vors erste, ist dies eine Maxime, wornach sich blos der niedrigste Pöbel in seinem Hader und Streit richtet; vors andere, hat der Verfasser der Berliner Briefe bei weitem nicht so garstig in Wald hineingeschrien, als Herr Friedel wieder herausgeheulet hat. Anstatt also diesen Weg einzuschlagen, hätte, ohne Maasgebung, der Verfasser der Wiener Briefe einen solchen wählen sollen, der Gelehrten anständig ist. Er durfte nur seinen Gegner mit Höflichkeit, und einem gewissen Schriftstelleranstand zu rechte weisen, er konnte ihm sagen: Mein Herr, Sie verkennen mich: Dies ist meine wahre Meinung: wir verstehen

aber die ihrige nicht genug, erklären Sie sich näher über diesen und jenen Punkt, der uns nicht einleuchtend, ja sogar anstößig vorkommen will u. s. w. Bei solcher Conduite würde freilich Hr. Friedel die ihm so lieben Witzeleien, wodurch er einzig und allein recht *à la Cranz* — dem er aber an Witz und Erfindungskraft sehr weit nachstehet — unter uns sein Glück machen will, eingebüßt, aber auch auf einer andern Seite viel gewonnen, einen unnöthigen Streit sogleich geendiget, und, wenn uns nicht alles trügt, den Verfasser der Berliner Briefe zur nähern Erklärung seiner Meinungen, ja selbst zum Widerruf der anstößigen Stellen, die man ihm Schuld giebt, vermocht haben.

Noch ein Wort, Hr. Friedel! alsdenn sind wir auch mit Ihnen, als dem ersten, und letzten Kämpfer in diesem Streite fertig. Auch unsre Kritik wird Ihnen zu scharf, zu beleidigend scheinen: aber glauben Sie nur, sie ist nichts weiter, als die warnende Stimme ihrer Mitbürger; über kurz oder lang werden Sie es uns verdanken, daß wir sie Ihnen bekannt gemacht haben. Haben Sie, guter Mann, von der Natur einige Gaben empfangen, so wenden Sie solche zum Besten Ihrer Mitbürger an. Die Bahn, die Sie betreten haben, ist nicht die rechte! reißen Sie sich davon los, und opfern Sie den vorüberrauschenden Beifall, den Ihnen seichte Leser, die Sie belustigen, und fade Witzlinge zollen, dem ehren-

vollen

vollen Bestreben auf, für Welt und Vaterland nicht Gassenhauer, sondern ein Lied im höhern Chor gesungen zu haben.

Beschluß.

Wir haben nun, so viel an uns lag, unsern Lesern alle die Athileten vorgeführt, die auf das erste Signal eines Schauspielers an der Spreé und der Donau, in Schlesien und Franken ihren Schriftstellerkampf, jeder nach dem Maaß seiner Kräfte, und nach dem Gegenstand, den er ins Auge faßte, ritterlich gekämpft haben. Herr Johann Friedel erschien als der erste auf dem Schlachtfeld, und ist, wie wir oben gesehen haben, unter den Combattanten der letzte auf dem Platz: er soll ihn auch behaupten! denn wahrscheinlich wird es nicht leicht jemand mit ihm aufnehmen, der seine Zeit nicht mit Schreiben über Gegenstände *de lana caprina* verderben will. Und was sind sie wohl sonst diese Gegenstände, worüber unsre Schriftsteller sich so sonderbar gebährdet, und so ernstlich gehadert haben? Worüber sie mit eben so viel Eifer zu Felde zogen, als ob ein naher Umsturz dem Vaterlande drohte, oder Europens Gleichgewicht in Gefahr kommen würde? Misverstand von beiden Seiten, Uebereilung, liebloser Argwohn, Schreibseligkeit,

und

und schriftstellerischer Eigendünkel, zuweilen auch ein gewisses unpatriotisches Bestreben, dem Vaterlande selbst auf Kosten der Wahrheit Vorzüge zu erkämpfen — hat bald einen, bald den andern Theilnehmer an dieser Streitigkeit auf den Kampfplatz gelockt. Wir haben über alle unsre Meinung, ohne dem Urtheile irgend eines Lesers dadurch vorgreifen zu wollen, eben so freimüthig, als unpartheiisch an Tag gelegt, unbekümmert, wie man sie aufnehmen, oder vielleicht hie und da darüber ausrufen wird: Auch dies sind Galiläer: ihre Sprache verräth sie! (50)

Jetzt

(50) Wir haben in gewissem Betracht die Berliner Briefe vertheidiget, wir haben sie hie und da gegen Schriftstellerinsolenzen, und calumniöse Auslegungen zu rechtfertigen gesucht; mehr bedarf es wohl nicht, uns in den Augen gewisser Leser verdächtig zu machen — Die Zeit wird es lehren, ob die Gedanken des Berliner Verfassers auch überall die unsrigen sind, ob wir nicht über einige Dinge, die er zu behaupten scheint, ganz verschiedene Meinungen zu äußern, und zuweilen sogar das Gegentheil zu behaupten genöthiget seyn werden. Uebrigens, wenn wir nur bei unsern Bemühungen den Zweck: die Rechte der Menschheit und der Wahrheit gegen jedes Vorurtheil der Partheien, wäre es auch noch so heilig, alt oder modern, zu vertheidigen, nicht ganz verfehlen, so sollen

Jetzt bleibt uns nichts übrig, als alle Herren Streiter, nachdem sie das Ihrige gethan, und sich von ihren Pflichten acquittirt haben, samt und sonders im Namen der Göttin der Freuden und des Friedens zur Ruhe und Versöhnung einzuladen. Wandeln Sie also, meine Herren, brüderlich Hand in Hand in den Rosengefilden der Eintracht und Freude, und wenn Sie etwa auf Ihren Wegen jene von rieselnden Bächen satt getränkte Wiesen erblicken; so erinnern Sie sich unsers Zustandes, daß auch wir gesättiget sind — *Sat prata biberunt!*

len uns die Urtheile der Spötter und Witzlinge, ob sie uns in Betracht unsrer Meinungen mit dem Verfasser der Berliner Briefe im ersten, zweiten, oder dritten und vierten Grade der Verwandschaft setzen, völlig gleichgültig seyn. *Il est glorieux d'être censuré de ceux, qui medisent de tous les gens de bien.* Anm. d. Verf.

R. F. IV

le Herren
, und sich
samt und
aden und
ng einzu-
ren, brü-
filden der
etwa auf
en satt ge-
ie sich un-
t sind —

nd Witzlin-
Meinungen
efe im er-
cten Grade
gleichgültig
uré de ceux,
bien. Anm.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Quarin, Joseph von

Historisch-kritische Nachrichten von den durch die Briefe aus Wien und Berlin über die Oesterreichische Reformation veranlaßten Streitschriften

Breslau und Leipzig 1786

Austr. 3300
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00043083-7
VD18 14513919